



Die Nacht der unauslöschlichen Träume



Theaterstück für eine Person



Winfried Paarmann

Die Nacht der unauslöschlichen Träume

Theaterstück

Winfried Paarmann

Goldwaage-Verlag 2019

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Jutta Timmermans

Goldwaage-verlag@freenet.de

ISBN 978-3-9816256-9-12

Meiner Halbschwester Stella
gewidmet,
die sich im Februar 2015
das Leben nahm.

Das Theaterstück macht es sich nicht zur Aufgabe, das Leben meiner Halbschwester in einzelnen biographischen Episoden nachzuzeichnen.

Tara, die hier die Rolle der Stella spielt, ist vielmehr eine Person, die so viel wie möglich von der Wesensart Stellas spürbar machen soll.

Dies geschieht auch in der Form, dass Stella häufiger wörtlich zitiert wird, so dass auch manches Widersprüchliche in ihren Meinungen seine Widersprüchlichkeit behält, doch dafür authentisch bleibt.

Personen:

*Einzigste Darstellerin ist Tara,
eine Frau Mitte dreißig*

*Doch kann es
hinter den Kulissen
eine Vorleserin geben,
die größere Teile des Textes
verträgt, gewissermaßen
ein zweites Ich der Protagonistin.*

Musik:

*Diese wird als Hintergrundmusik
immer wieder eine wichtige
Rolle spielen.
Angaben dazu im Text
und die konkreten Quellenhinweise
auf der letzten Seite.*

Das Bühnenbild **für das ganze Stück:**

Links) ein Sofa, auf dem halb ausgebreitet eine helle farbig gemusterte Decke liegt. Auf dem Boden stehen neben dem Sofa zwei CD-Player.*

Vor dem Sofa befindet sich ein niedriger Tisch mit einer Tischlampe und eine weißen Vase mit Herbstblumen.

(In keinem Fall ist dies ein Bild von Düsternis.)

Auf dem Tisch steht ein Glas Wasser, daneben liegen zwei aufgebrochene Tablettenschachteln.

Links neben dem Sofa steht eine kleine Kommode mit einem Festnetztelefon.

Rechts, wenige Meter vom Bühnenrand entfernt und mehr im Hintergrund, befindet sich schräg zum Publikum eine größere Milchglasscheibe, die in einem längeren mit Erde gefüllten Blumenkasten ihren Halt hat und oben ihren Abschluss in einem Bogen aus kleinen Backsteinen findet, etwas wie ein „abschließendes Dach“. Daneben steht ein Hocker.

Im Bühnenhintergrund gibt es eine große weiße Fläche, auf die sich Bilder projizieren lassen.

**) immer vom Zuschauer aus*

Erster Teil

1. Szene

Tara sitzt auf dem Sofa.

Sie ist an sich eine schöne Frau Mitte dreißig. Doch auf der rechten Wange trägt sie zwei größere Pflaster, die diese ganze Wange bedecken.

Sie ist hell gekleidet und trägt langes Haar.

Man hört Musik aus dem einen der beiden CD-Player:

Es ist der Anfang des Piano Trio in B-Flat Major WoO39 von Beethoven (ein melodisches sehr eingängiges Stück von schlichter Eleganz, das noch mehrmals zu hören sein wird).)*

Tara: *nimmt einen Schluck aus dem Becher.*

Wenn ich den letzten Schluck aus diesem Becher genommen habe, werde ich tot sein.

Sie nimmt einen zweiten Schluck.

Nun gut – ich muss noch die Kraft haben, diesen Becher zum Mund zu heben und mein Mund muss noch trinken können. Das wird er. Dann werde ich friedlich einschlafen.

Sie stellt den Becher zurück.

Es liegt keine Melancholie und Bedrückung in ihrer Stimme.

Als Mädchen habe ich mir selbst einen Schwur gegeben:

Nie jemandem weh zu tun.

Es jedenfalls nie wissend und in böser Absicht zu tun.

Ich habe zu oft erlebt, wie Menschen sich willentlich verletzt und später zu keinem Frieden und keiner Versöhnung mehr fähig waren. Manchmal geschah es auch nur aus Fahrlässigkeit und Gedankenlosigkeit. Auch Gedankenlosigkeit kann am Ende unüberwindbare Gräben schaffen.

Sie stellt die Musik leiser.

Mein Versprechen, nie jemandem wissentlich weh zu tun, habe ich, so gut es mir möglich war, eingehalten. Später begriff ich, dass es auch ein Wehtun aus Liebe gibt. Ein Arzt muss einem Kranken manchmal Schmerzen zufügen, weil er ihn sonst nicht heilen kann. Wie aber verschaffe ich mir die Sicherheit, dass es nur diesen Weg gibt und die Zufügung von Schmerzen unvermeidlich ist?

Ich konnte es zunächst nicht immer klar bestimmen. Dann merkte ich, dass es eine leicht zu erkennende Grenze gab: Es war die, wo sich Empfindungen und Gedanken von Zorn und Hass einschlichen. Gab es diese Farbe des Hasses, dann musste ich es neu überdenken.

Blicke ich auf mein Leben zurück, so kann ich sagen, es gab wenige Momente des Hasses. Blicke ich oberflächlich, so könnte ich sagen, es gab nie einen wirklichen Hass. Blicke ich genauer, so spüre ich doch einige Verwundungen, die ich nicht ganz frei halten konnte

von Hass. An einigen dieser Verwundungen litt ich lange.

Heute werde ich auch diese von den kleinen verbliebenen „Hassnestern“ reinigen.

Ich glaube es wird mir gelingen. Denn das meiste, das vielleicht einmal Hass war und brannte, ist längst zu Asche geworden und nichts mehr als stille Trauer.

Ihre Hand greift kurz nach den Tabletten-schachteln.

Als ich in den vergangenen Tagen endgültig beschloss, mich von diesem Körper zu trennen, wollte ich diesem Tod etwas Herausgehobenes, Feierliches geben.

Kleingestampfte Schlaftabletten aus einem Glas trinken - es schien mir irgendwie zu banal.

Jeden Tag beenden dreißig Menschen in diesem Land freiwillig ihr Leben.

Die meisten tun es mit Schlaftabletten.

Es ist, gut vorbereitet, der schmerzloseste Tod.

Es ist ein leiser Tod.

Manche, die niemals vor dieser Frage standen, sehen jede Selbsttötung als eine Flucht.

Ich kann sie verstehen.

Viele sehen es als eine feige Flucht.

In Form der Tabletteneinnahme, der dann ein friedliches Einschlafen folgt, ist es die feigste aller Flucht.

Ich kann sie verstehen.

Und doch bleibt diese eine Frage für mich:

Ob sie, die so urteilen, selbst einmal diesen Weg in Gedanken bis ganz ans Ende gegangen sind?

Jeder, der es tut, ersehnt sich den friedlichen dauerhaften Schlaf.

Doch kann er sich dessen ganz sicher sein?

Die Religionen sprechen von einem Paradies oder einem Himmel, der uns erwartet. Doch es ist Jahrhunderte- oder Jahrtausende-alte Tradition oder Glaube. Aber niemals ist er Gewissheit.

Und steht der Himmel auch offen für den, der sein Leben durch Selbsttötung beendete?

Manche Religionen verneinen dies. Und überhaupt weichen sie mit ihrem Bild des Todes oft sehr voneinander ab.

Manche lehren, dass wir mit dem Tod, auch dem natürlichen, in einen Schlaf fallen, der dauern wird bis zum Tag eines großen Jüngsten Gerichts. Dann wird Gott alle wieder aus ihren Gräbern erwecken. Es werden unendlich viele sein, die alle aus ihren zahllosen Gräbern auferstehen, und mir selbst bereitet der Gedanke Beklemmung, dass sie es dann alle gleichzeitig tun.

Zahlreiche Gläubige haben durch Jahrhunderte gelernt, dass jede Selbsttötung eine schwere Gebotsübertretung gegenüber Gott bedeutet. Demnach hat Gott das Leben gegeben und auch nur er kann es wieder nehmen.

Viele Pfarrer sagten ihnen, dass die, die sich der Selbsttötung schuldig machten, niemals in

das wirkliche Paradies eingehen konnten, nur in ein Vorparadies eines niedrigen Vorhimmels. Man sagte diesen Menschen auch, ihrer ganzen Familie sei damit der Weg ins Paradies versperrt. Bis in die vierte Generation wirke der Fluch, selbst die Urenkel würden niemals ins eigentliche Paradies kommen und so auch nie die wahre Seligkeit Gottes erleben können. Es war strikt untersagt, einen solchen Menschen, einen Selbstmörder, auf einem Kirchfriedhof zu bestatten.

Andere Pfarrer fügten hinzu, dass auf jeden Selbstmörder eine harte Bestrafung Gottes warte - eine Bestrafung mit den Qualen eines ewigen Fegefeuers.

Niemand weiß, ob es solch ein ewiges Fegefeuer möglicher Weise gibt.

Niemand weiß, ob es ein Paradies und die vielen Unterstufen für die Unwürdigen gibt, die ungeduldig den eigentlichen Ruf Gottes nicht abwarten wollten.

Wenn ich meine Seele frage in diesem Moment – diesem Moment, der j e t z t ist - dann sagt sie: Ich brauche M u t zu meinem Entschluss.

Bei aller Verzweiflung, bei aller tödlichen Erschöpfung – ich brauche M u t .

So muss doch größer als alle Ungewissheit und Furcht schließlich die Verzweiflung sein, die mich dazu veranlasst.

Wenn mich eine Strafe Gottes erwartet, dann ist dies die bittere Antwort und ich muss es annehmen.

Dann heißt es: Es gibt keinen gnädigen Gott. Ich kann Gott in seinem Wesen nicht ändern. Gott wäre dann so hart und ohne Erbarmen wie die Pastoren, die in mir einzig die Mörderin sehen.

Ich fordere von Gott kein Paradies.

Doch ich erhoffe mir so viel Gnade von ihm, dass ich in einen tiefen ruhigen Schlaf fallen darf.

Ihre Finger berühren wieder die Tabletenschachteln.

Ich habe auch über andere Formen der Selbsttötung nachgedacht.

Manche Menschen fahren mit voller Geschwindigkeit gegen einen Brückenpfeiler oder einen Baum. Oder frontal in ein entgegenkommendes Auto.

Das konnte ich mir nicht vorstellen.

Am wenigstens könnte ich einen Unschuldigen mit den Tod ziehen.

Manche stürzen sich von einem Berg in einen Abgrund.

Daran tatsächlich dachte ich manchmal.

Doch wenn ich an einem solchen Abgrund stand und es in Gedanken durchspielte, dann konnte ich diesen Gedanken nie wirklich zu Ende denken.

Beim Blick in den Abgrund schüttelte mich eine schreckliche Furcht.

Es ist widersinnig.

Denn es kann einem nichts geschehen.

Es kann einem nur passieren, dass man unten aufprallt und dann zerschmettert am Boden liegen bleibt.

Und dies eben ist, was man wollte.

Andere Menschen erhängen sich.

Nein, dieser Gedanke erschreckte mich noch mehr als der Sturz in den Abgrund.

Wenn du in dem Moment, wo dich die Schlinge unwiderruflich in ihrem Würgegriff hält, an etwas zurückdenkst, das ungetan blieb, wenn du mit Schrecken erkennst, du hättest es eben noch tun können und nun wird es keine zweite Chance mehr dafür geben...

Und auch der Tod in der Schlinge ist ein Tod durch Gewalt.

Nein – jede Gewalt ist mir fern. Sie war es schon immer. Ein Tod durch Gewalt wäre mir unmöglich.

Manche schwimmen hinaus aufs Meer.

Vielleicht dass sie das Meer lieben in einer Art, dass sie es wie ein riesiges Grab empfinden, in dem sie für immer geborgen sind.

Für mich ist das Meer dunkel und kalt.

Ich sinke auf einen tiefen und kalten Grund, der mich nie mehr frei geben wird.

Genauso wie den Weg ins offene Meer gibt es den Weg in die glühende Wüste.

Man wandert ohne Kompass hinein.

Irgendwann wird man stürzen und liegen bleiben.

Es kann schnell gehen. Die ausgetrocknete Kehle verkrampft im brennenden Schmerz und macht selbst das Atemholen unmöglich.

Manche stehen es durch bis zu den Stunden der eisigen Wüstennächte, dann liegen sie am Morgen erfroren im Sand.

Die Reihe von Selbsttötungsarten ist endlos.

Rattengift. Schlangengift.

Und dann gibt es die, die im Mittelpunkt vieler Heldengeschichten steht. Bevorzug unter Männern war sie gebräuchlich. Manchmal hatte es einfach ein Kaiser befohlen. Manchmal taten sie es aus eigenem Antrieb, um ihre Ehre zu retten.

Sie bohrten sich ein Messer mitten ins Herz.

Oder ein Schwert.

Oder sie bohrten es in ihre Eingeweide und drehten es mehrmals um.

Nein, all dieses kann ich nicht.

Denn es ist Gewalt.

Sie erhebt sich, geht auf und ab.

Wie allem willentlichen Wehtun so habe ich auch aller Gewalt abgeschworen.

Gewalt hat viele Gesichter.

Sie muss sich nicht durch Waffen aus Metall und ein tödliches Gift ausdrücken.

Auch Worte und Blicke können Gewalt sein.

Und nicht nur gegen Menschen gibt es Gewalt.

Es gibt auch Gewalt gegen Pflanzen. Gegen Insekten und Blumen gibt es Gewalt. Und es gibt auch Gewalt gegen Bäume.

Und es gibt Gewalt gegen Tiere, schreckliche Gewalt. Vielleicht ist, was heute mit den Schlachttieren in den riesigen Masthallen geschieht, die schrecklichste Gewalt, die je von Menschen ausgeübt worden ist.

Es ist Gewalt gegen die absolut Wehrlosen.

Bäume können sich nicht wehren. Schlachttiere können sich nicht wehren.

Sie setzt sich wieder.

Das Thema „Gewalt“ hat mich schon als noch junges Mädchen häufig beschäftigt.

Gibt es eine Gewalt, die so dunkel ist, dass sie sich niemals vergeben lässt?

Und kann es ein Leben geben, in dem Gewalt vollkommen ausgespart bleiben kann?

Ich las in einem Buch von einem tibetischen Mönch. Ein westlicher Reisender zeigte ihm unter dem Mikroskop, dass es selbst in dem Wasser, das er täglich trank, von kleinen Lebewesen wimmelte. Der Mönch stellte daraufhin das Trinken ein und starb.

Diese Geschichte hat mich verstört.

Dieser Mönch handelte seinem Glauben nach, der ihm jeden Verzehr eines Tiers verbot, konsequent.

Doch diese Menschheit hätte nicht überlebt, hätte sie sich über Jahrtausende nicht auch von gefangenen und getöteten Tieren ernährt.

Wo beginnt die tatsächlich böse Gewalt?

Ich leide, wenn ich an die Schlachttiere denke, die man in einem Käfig hält, der nur wenige Zentimeter größer ist als sie selbst und die

sich wund scheuern an ihren Ketten und nur dafür existieren, dass man sie anschließend absticht und zerlegt.

Andere leiden nicht.

Sie leiden nicht und sie empfinden auch keinen Widerwillen, ein so gemästetes Tier zu essen. Sie lieben dieses Fleisch so sehr, dass sie zu keiner Mahlzeit darauf verzichten können.

Ich kann ihnen nicht sagen, dass sie eigentlich leiden sollten.

Ich habe mein Urteilen in diesen Dingen aufgegeben. Denn ich spüre, wie sich in dieses Urteilen schon wieder ein stiller Hass zu mischen beginnt. Ich aber will nicht hassen.

Jeder ist verantwortlich für das, was er tut. Und ich helfe ihm nicht, indem ich ihn hasse.

Sie zieht die Tischlampe näher zu sich.

Wissen Sie, wie leicht es sein kann, einen aufkommenden Hass in sich selbst zu verwandeln?

Wenn ich nachts diese Lampe auf meinem Tisch anknipste *sie tut es*, dann werden immer auch ein paar kleine Fruchtfliegen wach. Sie umschwirren mich beim Lesen, sie krabbeln auf meinen Brauen. Dann versuche ich, sie zu vertreiben – indem ich sie mit den Händen verscheuche. Doch sie kehren immer zurück. Ich habe auch schon häufiger versucht, sie im Flug zu fangen und dann zwischen meinen Handflächen platt zu drücken – es wäre der

Tod eines sehr kurzen Augenblicks. Es ist mir bisher nur ein einziges Mal gelungen.

Also vertreibe ich sie.

Und die Fruchtfliegen?

Immer und immer wieder kehren sie zu mir zurück.

Sie nehmen Platz auf meiner Nase, auf meiner Stirn, auf meinen Ohren.

Sie lieben mich - gleichgültig was ich tue.

Kein Mensch, doch auch kein Hund und keine Katze würde sich so ständig abweisen lassen und doch immer wiederkehren.

Diese Fruchtfliegen kennen keinen Groll.

Sie verzeihen mir auch jeden Versuch, sie umzubringen.

Inzwischen habe auch ich jeden Groll ganz fallen lassen.

Die winzigen Fliegen verletzen mich nicht. Sie beißen und stechen nicht.

Sie streicheln mit ihren winzigen Füßchen nur meine Haut.

Und sind wieder fort.

Sie dafür erschlagen?

Ich habe entschieden, sie als meine Freunde zu betrachten – ohne Abscheu und Widerwille, mit dem ich sie immer vertrieb.

Sie knipst das Licht wieder aus.

Die Musik hat aufgehört zu spielen.

Sie erhebt sich wieder und geht erneut ein paar Schritte auf und ab.

Ich habe drei unterschiedliche Verfügungen verfasst, die ich zurücklassen werde.

Ich will, dass mein toter Körper verbrannt wird. Das Geld für alle Bestattungsausgaben liegt in einem Umschlag auf der Kommode. Niemand soll Ausgaben oder andere Aufwendungen haben durch meinen Tod.

Ich habe zum Schluss dieser Verfügung vermerkt, dass meine Urne einem lieben namentlich genannten Angehörigen übergeben wird. Wem sollte sie sonst gehören? Drei ältere Nachbarinnen erzählten mir, dass sie nach der Einäscherung ihres Mannes die Urne ihres Gatten nie zu Gesicht bekamen. Sie durften sie nicht einmal in die Hand nehmen, geschweige denn in ihrem eigenen Garten bestatten.

So entspricht es offenbar dem Gesetz.

Der Staat liebt die Urnen seiner Bürger so sehr, dass er sie nicht den Angehörigen überlassen will. Eine meiner Freundinnen, die eine etwas lockere Zunge hat, nannte es Diebstahl. Und der Grund war für sie klar: dass dieser Staat einige sehr gute Freunde bei der Bestattungsindustrie haben muss. – In anderen Ländern funktioniert es. Hier nicht.

Wissen Sie – mir würde es genügen, im Garten ein Loch zu buddeln und mich hineinzulegen, wenn ich mein Glas mit den Tabletten geleert habe. Eine Nachbarin, die ich schon gesprochen habe, wäre bereit, das Loch am folgenden Tag über mir wieder zu buddeln, dann wenn ich nicht mehr atme.

Diese Nachbarin, seit Jahren eine gute Freundin, dürfte den kleinen Garten auch erben. Sie sagte zu mir: Liebe Tara, wenn du nicht mehr leben kannst, dann habe ich doch immer dein Grab im Garten. Wir standen uns beide sehr nah. Sie hatte auch schon im Kopf, welche meiner Lieblingsblumen sie auf das Grab pflanzen wollte.

Dann recherchierte sie es im Internet und stellte fest, dass sie eine hohe Strafe erwartet – wenn es nicht mit einer ordentlichen Verbrennung und einer Urne geschieht. Sie könnte angeklagt werden, einer allgemeinen Verrohung und dem Kannibalismus in die Hände zu arbeiten.

Also haben wir uns jetzt doch für die Urne entschieden.

Doch diese Urne – die will sie im Garten beisetzen!

Ich hoffe, sie hält Wort. Sie sagte, sie wäre bereit, wie ein Löwe darum zu kämpfen.

*Sie nimmt erneut einen Schluck aus dem Glas. Sie stellt den zweiten CD-Player ein. Man hört jetzt eine Musik aus dem Requiem von Brahms - den Sologesang „Ich habe eine kleine Zeit Mühe und Arbeit gehabt.“ **)*

(Empfehlung: Wunderbar klar und mit wenig Vibrato wird diese Solopassage gesungen von Gundula von Janowitz.)

Sie streckt sich auf dem Sofa aus.

2. Szene

Das Telefon klingelt.

Tara stellt die Musik leise.

Sie lauscht.

Tara: Hallo - ? Hallo - ?

Sie lauscht.

Niemand antwortet.

Sie macht einen erneuten Versuch.

Hallo - ? Hallo - ?

Keine Antwort.

Sie bricht es ab und stellt das Telefon wieder zurück.

Sie stellt die Brahms-Musik wieder ein, leiser, und streckt sich erneut auf dem Sofa aus.

Sie lauscht eine längere Zeit.

Das Telefon klingelt wieder.

Diesmal lässt sie es länger klingeln, bis sie sich entschließt, den Hörer wieder abzuheben.

Es ist wie zuvor.

Niemand meldet sich.

Sie stellt das Telefon zurück, streckt sich wieder aufs Sofa aus.

Dann setzt sie sich, fast etwas abrupt, auf und stellt die Musik nochmals leiser.

Ich möchte Ihnen, bevor ich endgültig gehe, aus meinem Leben erzählen.

Ich werde nicht mit den schrecklichen Dingen beginnen.

Ich werde erst von einigem Schönen erzählen.

Doch das Schreckliche kann ich nicht aussparen.

Ich werde es in unterschiedliche Etappen unterteilen.

Wenn ich das erste Schöne beendet habe, dann kommt die erste Etappe des Schrecklichen. Ich mache es so, dass Sie nicht von zu vielem Schrecklichen auf einmal überfallen werden.

Und ich werde Ihnen auch von einigen meiner Träume erzählen.

Vielleicht sagen sie hier -: Träume -? Träume sind Schäume. Welchen Wert soll dies haben? Vielleicht dass Sie Ihre Meinung ein wenig ändern, wenn Sie sie hören.

Es sind sehr klare Träume dabei, wunderbar plastisch und real - und es geschehen erstaunliche Dinge darin. Ich möchte, dass Sie einige davon kennen lernen.

Natürlich gibt es auch die finsternen Träume.

Einige sind so finster, dass ich sie wahrscheinlich nicht vollständig erzählen und manches nur andeuten werde.

Träume waren immer ein wichtiger Teil meines Lebens.

Freilich, auch bei mir waren sie zunächst meist nur flüchtig.

Dann geschah etwas – und meine Träume wurden wunderbar plastisch und klar.

So plastisch und klar, dass ich mich oft an sie erinnern konnte wie an ein Stück des zuvor vergangenen Tags.

Ich erlebte es zunächst als ein großes Glück;
ja manchmal fast wie eine Art Seligkeit.

Dann kamen auch die finsternen Träume.

Und auch diese wurden mit den Jahren zunehmend plastisch und klar.

Es war, als hätte ein innerer Kampf begonnen:

Als kämpften in mir die hellen mit den finsternen Träumen.

Manchmal waren die finsternen Träume in der Überzahl, manchmal die hellen.

Gelegentlich gab es eine ganze Reihe von Nächten, in denen ich dachte, die finsternen hätten endgültig gewonnen.

Schließlich doch kehrten die hellen Träume zurück, wieder glasklar und lebendig und manche mit so überraschenden und auch wieder wunderbaren Ereignissen, dass sie mich oft lange, manchmal bis über viele weitere Tage hin verzauberten.

Sie steht auf.

Doch mit den Träumen warte ich noch.

Sie stellt die Musik des CD-Players ganz aus und beginnt wieder, auf und ab zu laufen.

Im Sommer – das heißt: schon im Vorsommer und dann bis in den frühen Herbst - badete ich jeden Morgen in einem See, der nur eine Viertelstunde vom Haus meiner Eltern entfernt lag. Ich sagte: Jetzt besuche ich die Seele des Sees. Ich schwamm immer dieselbe Runde darin, die mich an allen kleinen verschwiegenen Buchten vorbeiführte. Ich sagte es manchen auch: Dass ich ging, um die Seele des Sees zu

besuchen. Sie sagten: Welche Seele des Sees? Dort gibt es Wasser an einer Stelle, wo sonst ein gewöhnliches Tal wäre. Das Tal ist mit Wasser gefüllt und deshalb ein See.

Ich konnte niemanden erklären, was die Seele meines Sees war. Natürlich gehörte dazu das Wasser. Doch genauso wichtig war das Licht auf den Wellen, das immer wechselte und auf allen Wellen unterschiedliche geheimnisvolle Farben auffunkeln ließ. Die Farben waren am Morgen, wenn der See geschlafen hatte, andere als am Abend, wenn er müde geworden war. Und wieder ganz andere nachts, wenn er träumte und die Sterne über ihm brannten. Zur Seele des Sees gehörten auch seine Stimmen, vor allem die der Vögel, die an seinen Ufern sangen. Sie sangen an diesen Ufern allein für den See, und dann sangen sie anders als irgendwo sonst. Einmal sagte man mir, dass Fische stumm seien. Das erstaunte mich sehr. Ich wusste, dass viele Fische in meinem See schwammen, und ich glaubte von ihnen, dass sie miteinander sprachen. Eigentlich, so dachte ich, führen sie unaufhörlich Gespräche miteinander.

Sie nimmt wieder auf dem Sofa Platz.

Sie schweigt eine Zeit.

Einmal, als ich den See verließ, spürte ich starke Hände in meinem Nacken. Sie würgten mich. Es gelang mir nicht, mich umzuwenden, um zu erkennen, wer es war.

Es dauerte lange, bis ich wieder zu Bewusstsein kam. Immer wieder schnürte mir etwas die Kehle zu, immer wieder rang ich um Atem. Schließlich hatte ich eine Menge Schleim und Blut gespuckt. Dann ging es mir langsam besser. Ich konnte mich nach und nach wieder aufrichten. Mein Sommerkleid war zwischen meinen Beinen zerrissen.

Ich hätte rote Striemen am Hals, sagte meine Mutter, als ich wieder zu Haus eintraf. Sie fuhr mich zum Arzt. Ich hatte auch rote Striemen an meinen Schenkeln. Ich müsse mich noch eine Zeit lang gewehrt haben, meinte der Arzt. Ich konnte mich an nichts und an niemanden erinnern. Der Arzt beendete die Untersuchung und sagte, er werde die Ergebnisse weiter an die Polizei leiten und er werde mit meiner Einwilligung und der meiner Eltern einen Strafantrag gegen Unbekannt stellen. Er sah seinen Verdacht als erwiesen.

Vielleicht war es gut, dass ich bewusstlos geworden war. Denn so blieb es mir erspart, das Gesicht des Täters zu sehen. Auch später fand sich nie eine Spur zu ihm. Allerdings: Er ließ mich anschließend in einem dornigen Gebüsch liegen und dort bohrten sich zwei Dornen in mein Gesicht.

Sie sehen die zwei großen Pflaster auf meiner rechten Wange.

Es bildete sich eine Infektion, ein unbekannter Keim war die Ursache. Er brach erst nach vie-

len Monaten in voller Heftigkeit und zerstörerisch aus.

Doch etwas anderes bekümmerte mich zunächst mehr.

Sie steht wieder auf, wandert in ruhigen Schritten auf und ab.

Immer wieder wird sie im Folgenden kurz auf dem Sofa Platz nehmen.

Ich habe bisher noch nicht darüber gesprochen, was in meiner Kinderheit und Jugend immer einen zentralen Platz in meinem Leben eingenommen hatte: das Singen.

Sie war etwas wie das Zentrum meiner Lebensfreude.

Ich hatte, schon als Mädchen, einen hohen, klaren Sopran, ich zweifelte nie, dass ich einmal Sängerin werden würde.

Sie haben vorher diese Sängerin gehört, die ein Solo aus dem bekannten Deutschen Requiem von Brahms gesungen hat. Auch ich sang diese Solo-Arie als Fünfzehnjährige in einem Chor. Manche sagten: schon genauso strahlend und klar wie diese berühmte Sängerin. Das glaube ich nicht. Doch die Leute kamen gern zu einer abendlichen Musikveranstaltung, bei der ich sang.

Nachdem, was an jenem See geschah, musste ich feststellen, dass ich diese Singstimme verloren hatte. Die harten Würgegriffe an meinem Hals hatten schwere Schäden an meinen Stimmbändern zurückgelassen, und einige Ärzte meinten, die Schäden könnten irrepara-

bel sein. Nur ein Arzt machte mir Hoffnung, es gäbe einen Spezialisten in Amerika, der selbst zerstörte Stimmbänder wieder herstellen könnte. Dieses Angebot allerdings gab es nur in seiner luxuriösen Privatklinik, und meine Eltern mussten schnell feststellen, dass eine solche Therapie für sie unbezahlbar war. Doch immerhin: Es blieb eine unbestimmte Hoffnung auf die Zukunft, die ich lange bewahrte. Heute weiß ich, dass meine Singstimme nie in der alten Form zurückkehrte.

Doch es zerstörte mich nicht. Allmählich verlor sich sogar meine Trauer. Denn ich erhielt etwas anderes dafür, ein Geschenk, das eigentlich noch weit kostbarer war. Doch darüber möchte ich erst zu einem späteren Zeitpunkt sprechen.

Der Arzt, den ich erwähnte, empfahl mir, zur Überbrückung zunächst ein anderes Instrument zu lernen, möglichst ein Tasten- oder Zupfinstrument. Da fand ich im Musikschrank meiner Eltern eine Pikkoloflöte.

Ich lernte die Griffe schnell. Eine Pikkoloflöte kann, wenn sie mit schnellen Fingern gespielt wird, den Charme eines Singvogels entfalten, man sieht ihn geradezu in hohen Schleifen und Wirbeln am Himmel kreisen und dabei jubeln. Es war nicht ganz wie ein Singen, doch es kam einem Singen manchmal fast nah.

Sie stellt wieder die CD mit dem genannten Beethoven-Trio ein, die Musik spielt leise im Hintergrund.

Seit zwei Jahren lebte in unser Wohnviertel eine neue Familie, in der es zwei jüngere Männer gab – der jüngere von ihnen, Fin, war eineinhalb Jahre älter als ich. In Fin verliebte ich mich, es geschah auf einem Spaziergang, den wir zufällig von einem Parkplatz aus begannen, er befand sich damals bereits seit einem Jahr in der Stadt, doch wir waren uns bisher nur wenige Male flüchtig begegnet.

Ich hatte ein richtiges Verliebtsein davor nie gekannt. Jetzt wusste ich es. Oh ja ... Es war genauso wunderbar, wie es immer in all den vielen Schlagern und Liebesliedern besungen wird. Andere sprechen von Kitsch, wenn man es in dieser Art sagt, doch es stört einen im Zustand des Verliebtseins nicht. Fins Gesicht begleitete mich durch den ganzen Tag – ja auch durch die Nacht, durch den Schlaf.

Nach einem halben Jahr doch geschah ein Bruch. Ich sah ihn mehr als einmal in einer Situation mit anderen jungen Frauen, die mich zweifeln ließen, ob ich ihm etwas ähnliches bedeutete wie er mir. Wenn es für ihn nur eine Affäre war, dann war es nicht, was ich suchte. Ich zog mich zurück.

Er reagierte betroffen. Verletzt wie ich war, bewahrte ich über Monate eine gewisse Distanz, und ich merkte allmählich, er gab alles Werben um mich auf. Er war ein stattlicher

gut aussehender Mann, er konnte überall beliebig Ersatz finden.

Stattdessen begann sein älterer Bruder mich zu umwerben. Für eine kurze Zeit glaubte ich, mich auch in ihn verlieben zu können. Doch auch wenn er Fin ähnlich sah – etwas war anders, besonders seine Augen berührten mich manchmal fremd und kalt. Wenn er lachte, dann spottete er immer zugleich. Nein, ich konnte Greg, den älteren Bruder, mit Fin nicht tauschen, und er musste immer deutlicher spüren, dass ich mich ihm entzog.

Übrigens: Während jenes Vorfalls am See befand Greg sich mit zwei Freunden zusammen auf einem Campingausflug in den Bergen. Ich sagte schon, dass nie eine Spur zu dem Täter führte – und auch Greg kam dafür nicht in Frage. Das Alibi, das von seinen Freunden kam, war einwandfrei. Und so sehr ich dieses Fremdsein zwischen uns spürte – eine Tat wie diese hätte ich ihm letztlich auch nicht zuge-
traut.

Ich sprach von der Infektion, die die Dornen in meinem Gesicht hinterlassen hatten. Über Monate machte sie sich nur mit kleinen Pusteln und roten Flecken bemerkbar. Und Fin und ich waren inzwischen längst wieder zusammen, schon wenige Wochen nach jenem Vorfall am See.

Es geschah durch die Musik.

Meine Mutter war eine hervorragende Pianistin, eigentlich hätte sie eine Konzertkarriere

beginnen können. Dann entschied sie sich, ihren Mann zu unterstützen, der damals im Rathaus das Amt des Kultursenators hatte und dabei war, viele neue Projekte zu entwickeln. Auch meine zwei Jahre jüngere Schwester musizierte. Sie spielte Querflöte und Gitarre. Mein Vater spielte, noch aus seiner Zeit als er Mitglied der Militärkapelle war, Englisch Horn.

Und ich, das haben Sie inzwischen erfahren, spielte die Pikkoloflöte.

Eines Abends kam Fin vorbei.

Er hörte uns spielen und fragte einfach, ob er mitspielen könne.

Er spielte wie meine jüngere Schwester Gitarre – doch er hatte darüber hinaus noch ein sehr exotisches Angebot: Er spielte den Dudelsack. Einen solchen Dudelsack hatte er einmal von einer Schottlandreise mitgebracht. Er hatte es nie ausdauernd trainiert, doch er meinte, es lerne sich leicht – und so war es dann auch.

Wenn Sie nun glauben, dass es für ein Piano, eine Gitarre, ein Englisch Horn, eine Pikkoloflöte und einen Dudelsack keine Kompositionen gibt, dann haben Sie sicher recht. Wenn Sie aber meinen, dass ein solches etwas skurriles Ensemble in keinem Fall Musik machen kann, dann muss ich Sie korrigieren.

Alles passt, wenn jeder mit Engagement musiziert. Erstens: Man kann auch improvisieren. Zweites: Man kann viele der bekannten Stü-

cke umschreiben, einfach in völlig neuer Besetzung für jedes einzelne Instrument.

Fin und ich – wie kamen uns wieder sehr nahe. Wir planten eine gemeinsame Reise in die Anden und von dort über Mexiko bis in die Rocky Mountains und vielleicht auch bis an das arktische Eis Alaskas.

Wir beschafften uns Bücher über Kondore – diese riesigen Gleitvögel, die über Stunden in großer Höhe über den weißen Gipfeln der Anden im Wind treiben können, fast ohne Flügelschlag. Wir fragten uns jeden Tag eine Stunde Spanisch-Vokabeln ab.

Eines Nachts erwachte ich aus einem unruhigen Schlaf, ich bahnte mir schlaftrunken meinen Weg ins Badezimmer, da rutschte ich auf dem Boden aus und schlug mit dem Gesicht auf den Rand der Wanne.

Es traf genau meine rechte Wange, ein stechender Schmerz, und von diesem Tag an war es, als wäre auf meinem Gesicht ein Brand ausgebrochen. All die bösartigen Keime, die halb schlafend unter meiner Haut geruht hatten, erwachten.

Von Woche zu Woche breitete der Wundherd sich aus, von Woche zu Woche sah ich mich zunehmend entstellt.

Auch wenn ich es mit Pudern und Pflastern bedeckte – es war ein Anblick, den ich Fin nicht zumuten wollte. Ich verbarg mich im Haus. Ich gab auch keine Erklärung. Jede Erklärung konnte dieses Bild meiner Entstellung

in seinen Kopf nur erst richtig zum Leben erwecken.

Meine Eltern sagten mir, dass er jeden Tag nach mir fragte. Meine Schwester verriet ihm schließlich den Grund. Also, er wusste es jetzt. Doch nichts hätte mich bewegen können, ihm in diesem Zustand noch einmal vor die Augen zu treten.

Ich konsultierte die unterschiedlichsten Ärzte, doch niemand wusste ein Mittel. Der Virus war unbekannt. Die Infektion breitete sich über die ganze rechte Wange aus. Sie sprang nicht auf die andere Gesichtshälfte über, das rettete mich irgendwie, denn so konnte ich wenigstens die befallene Hälfte hinter zwei großen Pflastern verbergen.

Von Zeit zu Zeit ziehe ich sie ab, denn ich muss sie wechseln und dann streiche ich auch eine Salbe darauf. Ich habe die Haut darunter seit Jahren selbst nicht mehr angesehen. Eine Freundin, der ich es einmal zeigte, sagte zu mir, sieh es dir besser nicht an. Es ist blau und rot und violett, er ist voller Eiterherde, voller Löcher und Narben.

Fin trat die geplante Anden-Reise schließlich ohne mich an – mit einem anderen jungen Mädchen, die zu einem solchen Reiseabenteurer nicht schwer zu überreden war.

Damit blieb Fin sechs Jahre aus meinem Leben verschwunden.

Und damit sage ich zugleich, dass er schließlich zurückkehrte.

Er kam zurück - für eine weitere glückliche Zeit.

Nein, Sie werden von mir nicht eine Kette ständiger Tragödien zu hören bekommen.

In meinem Leben gab es auch große Strecken des Glücks.

Fin kehrte zurück. Und es wurde noch einmal eine glückliche Zeit.

3. Szene

Das Festtelefon klingelt erneut.

Sie hebt ab.

Lauscht.

Sie lauscht längere Zeit.

Doch wieder meldet sich niemand.

Tara: *wechselt in dem CD-Player mit dem Requiem von Brahms die CD aus und ersetzt sie durch eine andere.*

*Man hört nun das bekannte „Siciliano“ von Bach in der Originalfassung für Klavier. ***)*

Sie nimmt einen weiteren Schluck aus dem Glas.

Dann streckt sie sich auf dem Sofa aus und lauscht der Musik.

Mit Vater sprach ich schon früh viel über Philosophie.

Mit vier Jahren, daran kann ich mich noch erinnern, fragte ich ihn, warum man Gott, wenn er doch da ist, nicht sehen kann.

Er sagte: Gott ist sehr sehr weit weg – er ist irgendwo ganz hoch über den Sternen, deshalb kann niemand ihn sehen.

Und dann nahm er mich einmal auch in eine Konzerthalle mit, zu einem großen Chor. Sie sangen nur den vierten Satz, es war eigentlich eine große Sinfonie. Doch dann hörte ich ganz deutlich, wie sie sangen: Brüder überm Sternenzelt, über Sternen muss er wohnen.

Später erfuhr ich, dass es riesige Teleskope gab, mit denen Astrologen und Wissenschaftler das All durchforschten. Sie suchten nicht direkt nach Gott, doch sie hätten ihn ja zufällig dabei doch entdecken können.

Aber was sie entdeckten, waren immer nur neue Sternenhaufen, Galaxie und Clustergalaxien. Sie konnten inzwischen bis ans Ende des Universums blicken.

Doch etwas wie Gott fanden sie nicht.

Ich hätte gern meinen Vater noch einmal dazu befragt.

Doch dazu kam es nicht mehr.

Ich war vierundzwanzig, als ich die Nachricht erhielt, dass beide, meine Mutter und er – sie waren gemeinsam zu einer Kunstmesse nach Nizza aufgebrochen – mit ihrem Zug frontal mit einem entgegenkommenden Zug zusammengeprallt waren. Es hat wohl keiner von beiden lange gelitten. Ihr Waggon war auf wenige Meter zusammengeschrumpft. Wahrscheinlich waren sie schon in den ersten Sekunden nach dem Zusammenprall tot.

Diese sechs Jahre, die ich ohne Fin verbrachte, immer darauf bedacht, nie ohne den Schutz meiner Pflaster in den Spiegel zu blicken, war eine seltsame Zeit. Sie war nicht nur voller Trauer, es gab auch Momente eines wirklichen wenn auch stillen Glücks darin. Doch es war eine Zeit ständiger Abschiede.

Jahr für Jahr verschwanden alle Menschen, die ich am meisten liebte, aus meinem Leben.

Ich zögere noch, Ihnen auch davon zu berichten.

Sie lauscht eine Zeit der Musik.

Um gerecht über mein Leben zu sprechen, muss ich auch die vielen schönen Dinge nennen – einige, die ich erst flüchtig erwähnte.

Ich sagte, dass ich meine Stimme verloren hatte – meine Singstimme, mit der ich auch oft meine Schwimmrunden im See begleitet hatte, diese Singstimme, die mir damals alles bedeutete...

Nein, sie kehrte nie wirklich zurück.

Doch ich erhielt ein Geschenk dafür.

Sie steht wieder auf, bewegt sich mit ruhigen Schritten hin und her.

Vielleicht wird es Sie wundern, wenn ich von einem Geschenk spreche und zugleich versichere, dass es mich tatsächlich zunehmend glücklich machte.

Sie mögen denken, es war nur wenig, was ich für diesen Verlust bekam.

Ich habe ich es mit einigen wenigen Sätzen schon angedeutet:

Ich begann lebhaft zu Träumen.

Diese Träume wurden bald immer plastischer, immer lebendiger.

Sie zogen mich nicht nur in Bann, weil sie mir eine Fülle fantastischer Landschaften zeigten.

Ich konnte darin auch mühelos wieder singen.

Absolut mühelos.

Von anderen Sängern hörte ich oft, dass sie, wenn ihr Auftritt vor einem großen Publikum begann, zunächst etwas wie einen Panzer von Beklemmung um sich spürten und erst wenn sie diesen abgestreift hatten, sich ihre Stimme frei und zu vollem Glanz entfalten konnte.

Und immer wussten sie: Es genügte der winzige Augenblick einer kläglich verrutschten Tonlage, ein falscher Einsatz in einem flüchtigen Moment der Unaufmerksamkeit – und es konnte ihre ganze Karriere in Gefahr bringen.

Von all diesen Saugkräften der Verunsicherung und der Zerstörung bin ich, sobald ich im Traum zu singen beginne, frei.

Ich muss einen Ton nur denken – und schon ist er da – genauso brillant, wie ich ihn vorher gedacht habe. Die halsbrecherischsten Koloratur-Arien gelingen mir mühelos. Sie werden jetzt sagen, dass keiner es hört? Ich singe für die Tannen, für die Hagebuttensträucher, ich singe für die glitzernden Eidechsen zwischen den Steinen, ich singe auch für die Steine selbst, ich singe nicht nur für die Sträucher, ich singe für jedes einzelne Blatt; ich sehe die Blätter sich im Wind wiegen, doch es konnte

ebenso gut meine Stimme sein. Ich singe für die Schmetterlinge und – wer weiß – vielleicht berührt auch irgendein Eichhörnchen oder ein Maulwurf mein Gesang.

Ich perfektionierte es. Ich wurde besser und besser darin.

Schließlich kam in diesen Träumen noch etwas Weiteres hinzu – etwas, das ich ohne Zögern grandios nennen möchte. Es ist so großartig, dass ich damit wieder für eine Weile noch warten möchte.

Sie nimmt wieder Platz, treibt in ihren Gedanken.

Und wieder muss ich, um es vollständig zu machen, von einer Schattenseite berichten...

Die vielen Wunder die mich in meinen Träumen erwarteten, Kristallseen und durchscheinende Berggipfel, der ruhige, so unendlich friedliche Atem einer von Menschen unberührten Natur –

Immer doch tauchten auch, und dies schon nach kurzer Zeit, eine Reihe von Träumen auf, die mir Schrecken bereiteten. Nicht alle würde ich Alpträume nennen, doch manche nahmen mehr und mehr den Charakter von Alpträumen an.

Es gab einen Traum dabei, den ich als elfjähriges Mädchen schon einmal ganz ähnlich geträumt hatte.

Es ging um die Erde. Es ging um die Zukunft und es ging um diesen Planeten, um den ich mir Angst machte.

Dies war mein Traum, den ich mit elf träumte: Die Erde war voll verschmutzter Gewässer, nicht nur Seen und Flüsse, auch die Meere waren verschmutzt. Die Seevögel an den Küsten waren schwarz von den Öllachen, an dem schwarzen klebrigen Sud, der immer wieder aus den geborstenen Tankern ins Meer strömte, verendeten Tausende. Und auch alle sonstigen Seetiere, Robben, Seehunde, wie auch die kleineren, Muscheln und Seeigel waren betroffen, alles schien krank und verseucht.

Ich sah sterbende Wälder. Sie starben unter der giftigen Luft, sie starben durch gefräßige Käfer, sie starben durch von Menschen gelegte Feuer.

Es waren Bilder, die mich in großer Beklemmung erwachen ließen. Und ich spürte zugleich die große Ohnmacht der Menschen. Die Gefahren kamen von allen Seiten, mit immer neuen Gesichtern. Und wie sie ihre Tanker auch sicherer machten, immer wieder zerborsten sie und die nächste Ölpest drang an die Küsten vor.

So war es mit allem.

Das Unglück näherte sich von allen Seiten und schien nicht aufzuhalten.

Und wie hätten ihre Tanker nicht fahren sollen? – Sie transportierten Millionen von Gütern von Kontinent zu Kontinent, ihre Fahrzeuge, ihre Nahrung, das Öl, damit alle satt werden und leben konnten und keiner frieren musste.

Und doch: Mich ängstigte, wie sich die Atmosphäre weiter mit giftigem Staub füllte und wie die Menschen bedenkenlos jede Art Müll in den Meeren verklappten.

Ich sah, dass riesige Hurrikans und Taifune über die Meere jagten. Sie verwüsteten jährlich riesige Landstriche. Immerhin gab es noch die reicheren Staaten, die den Obdachlosen Geldspenden schicken konnten und ihnen halfen, in den verwüsteten Landstrichen wieder die ersten ärmlichen Hütten zu errichten. So gab es immer noch einen Funken Hoffnung.

Doch an einigen Küsten, vor allem um einige Inselketten, sah man das Wasser gefährlich steigen, und man kannte das Datum schon, an dem diese Inseln ganz versunken sein würden. Etwas war krank mit der Welt. Jeder spürte es. *Sie schweigt, wie in einem Moment der Erschöpfung.*

So oder doch ganz ähnlich hatte ich es als elfjähriges Mädchen geträumt.

Jetzt träumte ich es wieder. Und die Düsternis, das Verhängnisvolle, das ich näher rollen spürte, wurde manchmal noch stärker, noch bedrohlicher. Und wieder hoffte und betete ich, es sollten nur Träume sein und würde nie Zukunft werden.

Sie erhebt sich wieder.

Jetzt habe ich mich ganz, wie ich eben merke, in die finsternen Träume verloren.

Es war nicht meine Absicht. Ich entschuldige mich, wenn ich jemanden von Ihnen mit diesen finsternen Bildern verletzt haben sollte.

Ich werde es korrigieren und versuchen, wieder mehr von den hellen und schönen Dingen zu sprechen.

Freilich, nach manchen dieser Traum-reichen Nächte lag ich lange wach und überlegte, welche Träume schließlich die siegreichen bleiben würden: die helleren – oder die dunklen.

Es schwankte immer – mal zu der einen, mal zu der anderen Seite.

Sie setzt sich wieder.

Ich erwähnte schon, dass während meiner Träume noch etwas anderes Außergewöhnliches geschah; etwas von großer Faszination.

Es wird auch Sie erstaunen.

Doch noch immer zögere ich, wann ich davon zu sprechen beginne.

4. Szene

Das Festtelefon klingelt.

Sie hebt ab.

Lauscht.

Tara: Hören Sie, der Fall ist seit Jahren abgeschlossen und längst verjährt.

Sie lauscht.

Lassen Sie die Akten geschlossen.

Es ist nicht mehr von Belang.

Sie lauscht.

Der Hauptkommissar möchte mich sprechen?

Was soll es bringen?

In jetzt einer Viertelstunde?

Sie blickt auf die Uhr.

Es ist alles verjährt...

Das Gespräch ist plötzlich abgebrochen.

Sie stellt das Telefon zurück.

Sie streckt sich wieder auf das Sofa aus.

Sie spricht halb murmelnd Was soll das?

Es liegt über sechzehn Jahre zurück.

Eine Verwechslung?

Sie blickt wieder auf die Uhr.

Gut. Gleich werde ich es erfahren.

Sie greift nach dem Glas, will einen weiteren Schluck trinken, schiebt es dann aber wieder zurück.

Sie stellt wieder den CD-Player ein, den mit dem Beethoven-Trio und lässt ihn spielen.

Sie lauscht eine Weile, ruhig an das Sofa gelehnt.

Ich sagte es schon:

Fin kam nach sechs Jahren zurück.

Von seiner anderen Reisegefährtin hatte er sich schon nach den ersten vier Wochen getrennt.

Er trampelte durch die Anden und die Rocky Mountains allein.

Traurig, wie er mir später sagte. Denn all diese Reisen hätte er gern gemeinsam mit mir unternommen.

Als er Alaska erreicht hatte, entschied er sich, für mehrere Jahre auf den dortigen Ölfeldern zu arbeiten.

Die Arbeit unter dem rauen Klima war hart. Doch er verdiente sehr gut dabei.

Mit dieser Summe, die er über fünf Jahre verdient hatte, kam er schließlich zurück.

Eine große Summe.

Er meldete sich zunächst bei meiner Mutter und sprach von dem Geld.

Er sagte ihr: Dieses Geld sei für mich.

Er wusste von jenem Arzt in Amerika, der zerstörte Stimmbänder wieder heilen konnte und er würde alles für mich zahlen, die Überfahrt, die Unterkunft, die Behandlung.

Außerdem hatte er sich mit unterschiedlichen Kliniken in der Schweiz in Verbindung gesetzt, die auf Keiminfektionen spezialisiert waren.

Es waren teure Privatkliniken, doch er war überzeugt, dass diese Ärzte mir helfen könnten – auch wenn meine Haut vielleicht nicht wieder makellos werden würde.

Doch auch wenn ich weiter ein Pflaster tragen müsste, er würde sich nicht daran stören.

Sechs Jahre lang hatten wir uns nicht mehr gesehen. Und auch nie einen Gruß mit einander getauscht.

Jetzt standen wir uns wieder direkt gegenüber. Ich hielt ein Taschentuch schützend über die beiden Pflaster auf meiner Wange und blinzelte scheu und verwirrt.

Während seine Augen einfach in meine leuchteten – und er sagte es mir später wie in einem Rühr-Film, in den man sich versehentlich eingeschaltet hat: Es waren genau diese Augen, die er über sechs Jahre vermisst hatte.

Es war, als ob er mich nicht anders liebte als in den ersten Monaten, in denen wir uns kennen gelernt hatten.

Ich hatte alle Gedanken an ein Wiedersehen längst aufgegeben.

Wie konnte ich es auch überhaupt wünschen?

Nun aber folgten vier glückliche Jahre.

Vier glückliche Jahre an der Seite von Fin.

Bis ich dann auch dieses Glück wieder zerstörte...

Nein, nicht ich zerstörte es.

Die Wunde in mir, die andere, die tiefer sitzende, auf die ich lange nicht blicken wollte, riss auf.

Es hätte nicht geschehen müssen - und alles hätte für immer ein Geheimnis bleiben können.

Doch diese andere Wunde, diese tiefer blutende, war es, die es nicht zuließ.

Die endgültig alles zerstörte.

Weiterhin Musik.

Sie nimmt einen weiteren Schluck aus dem Glas.

Dunkelheit.

Zweiter Teil

1. Szene

Tara sitzt auf dem Sofa.

Diesmal hört man wieder die Bachmusik, das bekannte „Siciliano“.

Tara ist mit der Vase und den Herbstblumen beschäftigt, die sie an den Stielen verkürzt, von welchen Blättern befreit und neu ordnet.

Tara: Neben Vater und Mutter, die ich liebte, gab es noch meinen Großvater und meine Großmutter, die ich eigentlich ebenso liebte. Ich liebte meiner Schwester, die aus einer kurzen Ehe zwei Kinder hatte und die nun mein Neffe und meine Nichte waren.

Alle verlor ich in nur zwei Jahren.

Ich beginne mit meinen Großeltern.

Wir, meine jüngere Schwester und ich, liebten sie so sehr, weil sie doch immer etwas wie zweite Eltern für uns waren.

Wir besuchten sie während jeder Sommerferienzeit, manchmal auch während der Oster- oder der Herbstferien.

Großmutter war eine Meisterin, spannende und unheimliche Geschichten zu erzählen.

Habe ich überhaupt schon gesagt, dass sie und Großvater einen Bauernhof hatten?

Wir rauften mit den Nachbarjungen im Heu.

Ich verliebte mich das erste Mal in einen Jungen. Von Fin ahnte ich damals noch nichts.

Es war durchaus schon Liebe – nein, natürlich noch nicht so wie später mir Fin.

Wenn wir lange auf dem Heuboden gerauft hatten und schließlich allein waren, entdeckte er, dass überall unter seiner Kleidung Gräser und Heubüschel steckten, er zog Hemd für Hemd aus, um sie alle zu entfernen, dann entdeckte er sie auch in der Hose. Er sagte mir, ich müsste auch solche Heubüschel in meiner Kleidung haben und er würde mir beim Suchen helfen.

Nachdem wir so eine Zeitlang gesucht hatten, schüttelte er jedes Kleidungsstück sorgfältig aus, und wir lagen inzwischen nackt nebeneinander im Heu. Obwohl es leicht piekte, es war wunderbar, so ganz nah die Haut des anderen zu fühlen, sie war wunderbar warm und weich. Der Junge sagte mir, so macht er es oft auch mit den anderen Jungen hier in der Scheune, doch mit einem Mädchen sei es noch viel viel schöner.

Hier erzähle ich nicht weiter. Es gehört nur mir und diesem Jungen, der Knut hieß und der bald darauf tödlich verunglückte. Wir lagen noch oft so im Heu zusammen, und ich merkte jetzt jedes Mal, dass er absichtlich Heubüschel unter seinem Hemd und in einer Hose versteckt hatte. Ich wusste inzwischen warum, auch ich versteckte Heubüschel in meiner

Kleidung und wie immer halfen wir uns bei der Suche.

Es gab ein häufig gespieltes Spiel dort in der Scheune – dabei ging es um einen Kletterbalken im Dachgestühhls, der sich gut sechs Meter über dem mit Kies bestreuten Boden befand. Die Jungen stoppten die Zeit, die sie für die Überquerung brauchten, das war ihr Ehrgeiz. Der Junge aus dem Heu wollte mir an diesem Tag besonders imponieren. Als er auf dem Kies auftraf, war er auf der Stelle tot.

Wir gingen alle an seinem offenen Sarg entlang. Es war sonderbar, ihn so tot und völlig bewegungslos liegen zu sehen, denn eigentlich war nichts verändert in seinem Gesicht, nur dass man ihm die Augen geschlossen hatte.

Der Pfarrer hielt eine schöne Predigt. Er sagte, er sei jetzt im Himmel. Und im Himmel gab es nicht nur Engel, die sangen, es gab auch jeden Tag Pfannkuchen, die Knut so besonders gemocht hatte und manche Kinder waren ein bisschen neidisch, dass sie nicht an Stelle von Knut in den Himmel gekommen waren.

Einige Abende werde ich nie vergessen: Wenn wir auf dem vollbeladenen Heuwagen, verschwitzt und müde und doch glücklich, in der Dämmerung unter den ersten funkelnden Sternen die Feldwege in das Bauerngehöft zurückführen – und immerzu dabei sangen.

Doch eines Nachts brannte die Scheune.

Sie brannte vollkommen aus und auch viele Tiere verbrannten.

Mein Großvater beschuldigte seinen Nachbarn, den Brand gelegt zu haben, weil sie vorher in Streit geraten waren.

Darüber gerieten sie erneut in Streit, und mein Großvater, diesmal betrunken, schlug den Nachbarbauern mit solch harten Faustschlägen zu Boden, dass dieser kurz darauf im Krankenhaus starb.

Dafür verurteilte man ihn zu elf Jahren.

Großmutter besuchte ihn dort im Gefängnis nur dreimal, dann hatte er sich erhängt. Sie verkaufte den Hof und heiratete einen wohlhabenden Gastwirt. Meine Schwester und ich besuchten sie auch dort in den Ferien, doch der Ort blieb uns fremd.

Die lärmige Kneipe mit ihrem wilden Gelächter, der wabernde Rauch der Pfeifen, der sich mit dem Dunst der Briefkrüge mischte, die bösen Witze, der Spott - es gefiel uns nicht.

Damit war auch meine Großmutter aus meinem Leben verschwunden.

Ich berichte von meiner jüngeren Schwester.

Ich sagte bereits, dass sie zwei Kinder hatte.

Sie litt oft an Bronchitis, so hielt ich mich manchmal wochenlang bei ihr auf, kochte und putzte, badete die Kinder und las ihnen vor – ein bisschen so, wie meine Großmutter es früher gemacht hatte.

Ich begann sie mehr und mehr wie eine Mutter zu lieben, in der Wohnung meiner Schwester zu sein, war nie eine Last für mich.

Die Kinder machten sich aus meiner gepflasterten Wange nichts. Wenn sie mit Pinseln ein Bild malten, bemalten sie auch meine beiden Pflaster, sie bemalten dann sogar beide Backen, jeder eine andere Seite, und ich sah am Ende aus wie ein Zirkusclown.

Für meine Schwester war meine Anwesenheit hilfreich, denn sie erzog die Kinder allein.

Ihr Mann war seit zwei Jahren aus ihrem Leben verschwunden, er hatte ein Drogenproblem. Mehrmals wurde er gewalttätig gegen sie, so dass man ihm jeden Umgang mit ihr und so auch mit den Kindern untersagte.

Er musste erst den erfolgreichen Abschluss einer Entziehungskur nachweisen, um sie und die Kinder wiederzusehen.

Mit diesem Nachweis tauchte er dann eines Tages auch auf.

Er durfte, auf Anweisung des Jugendamts, seine Kinder nur alle zwei Wochenenden bei meiner Schwester abholen und musste sie sonntags abends wieder zurückbringen.

Ich sah, dass er von Natur aus ein sehr fürsorglicher Vater und litt, wenn er die Kinder längere Zeit nicht sah. Er hatte nur dieses Drogenproblem. Dann geriet er in eine Polizeikontrolle, und wieder wurden Drogen bei ihm entdeckt.

Er wusste, was dies bedeutete.

Meine Schwester erfuhr es nicht gleich und wie immer holte er die Kinder bei ihr ab.

Als er am Abend nicht zurückkehrte, suchte man sein Haus auf, nirgends brannte Licht; doch in der verschlossenen Garage lief der Motor seines Autos und Schläuche führten in die handbreit geöffneten Fenster.

Alle Wiederbelebungsversuche, auch an ihm, blieben zwecklos. Die Kinder saßen auf der Rückbank wie friedlich eingeschlafen.

Meine Schwester blieb der Beerdigung fern, sie konnte den Anblick der kleinen Särge nicht ertragen. Wochen später geriet sie mit ihrem Fahrrad unter einen Lieferwagen, der sie beim Abbiegen übersah. Sie starb noch am Unfallort. Damit war auch sie aus meinem Leben verschwunden.

Jetzt war ich tatsächlich allein.

Sehr allein.

Ich erzählte Ihnen bereits, dass Fin in mein Leben zurückkehrte

Davon berichte ich gleich noch mehr.

Jetzt aber will ich Sie mit meinem eigentlichen Geheimnis vertraut machen.

2. Szene

Im Hintergrund erscheint, als eine große Videoprojektion, ein dichter Wald. Die Stämme der Bäume sind so gewaltig, dass man keine Baumkronen mehr erkennen kann.

Die zeigen sich nur auf der linken Seite, wo man auf einen etwas entfernten Hügel blickt. Dort stehen die Bäume in voller Größe – urgewaltige Riesen.

Durch das Stück freien Himmel, den man darunter sieht, ziehen immer wieder farbige Wolken, die manchmal seltsame Gestalten und Gesichter annehmen, doch jedes Mal rasch vorüberwandern.

Alles hat die Aura einer unberührten Natur.

Zwischen den Bäumen im Vordergrund gibt es am Boden ein hohes Buschwerk. Von der Bühne aus gesehen, vermittelt sich der Eindruck einer „Busch-Halle“ mit Eingangstür, in die man allerdings nicht hineinblicken kann. Auch scheint etwas wie ein Laubendach darüber gewölbt.

Ich werde Ihnen jetzt von einigen Traumerfahrungen berichten, die ich selbst zuvor für unwahrscheinlich gehalten hätte. Jede hinterließ einen starken Nachhall in mir.

Ich kann nicht erwarten, dass sich dieses so Eindrückliche dieser Traumerfahrungen auch Ihnen vermitteln wird. Ich berichte ja nur davon.

Vielleicht ist es unmöglich, für Sie irgendwie spürbar zu machen, was dieses ganz andere dieser Traumerfahrungen war.

Ich will es trotzdem versuchen.

Sie nimmt mit angezogenen Knien auf dem Boden Platz.

Ich hatte das Glück, einen Traumbegleiter zu finden.

Ich sage nicht „Traumfreund“, weil es Augenblicke gab, in denen ich erkennen musste, dass er ein Wissen und Können hatte weit über meines hinaus und das ich einzig bestaunen konnte.

Ich nenne ihn auch nicht „Lehrer“. Denn dafür war er wieder zu sehr ein Freund und nie wie ein Lehrer streng und belehrend.

Oft tat es vieles, das mich zum Lachen brachte.

Natürlich war er häufig auch ernst. Und er konnte sogar traurig erscheinen und in sich gekehrt.

Doch dann tat er es immer aus einem bestimmten Grund.

Wir trafen uns meistens am Ausgang dieser großen Buschhöhle, die Sie dort sehen.

Sie können nicht hineinblicken. Steht man davor, erscheint sie einem riesig.

Wie all diese Bäume dort riesig sind.

Manchmal kam er mir auch schon aus dieser Buschhöhle entgegen und winkte mir freundlich zu.

Im Hintergrund wird ein helles Singen hervor, ohne Text, schwebend leicht, mühelos durch alle Tonarten hüpfend.

Sie hören mich singen?

Es scheint nicht von mir selbst, nicht aus meinem Mund zu kommen.

Das aber ist, wie es hier geschieht.

Man schickt sein Singen hinaus, einfach indem man es innerlich fühlt und denkt, und von überall, wo man es hinschickt, kehrt es auch wieder zurück.

Ich will Ihnen von meinem Traumbegleiter berichten.

Er kam in immer wechselnden Kostümen und Masken.

Dies aber täuschte mich bald nicht mehr.

In welchen neuen Kostümen er auch erschien – ich erkannte ihn auf der Stelle. Ich erkannte die Strahlung seines Herzens, die nur seine eigene war und sich nie wirklich veränderte.

Er kam mit Turban und in der farbenprächtigen Kleidung eines alten osmanischen Herrschers. Und dann wieder in der schlichten Kleidung eines Wandermönchs.

Immer war er stattlich und groß.

Nein – jetzt muss ich mich korrigieren.

Einmal lief er mir in Gestalt eines kleinen Jungen entgegen.

Ein Junge mit Baseballkappe und Baseballschläger und dem Aufkleber eines Vereins, von dem ich selbst als junges Mädchen einmal Fan gewesen war.

Es war in einer Nacht, in der ich traurig eingeschlafen war und in der ich, wie so häufig, an meiner Kleinheit und Minderwertigkeit litt.

Er setzte sich zu mir ins Gras und wir sangen Kinderlieder und er klatschte dabei.

Ob ich mir ganz sicher bin, dass er auch dieser kleine Junge war?

Doch! Ich erkannte diese ganz eigene Strahlung seines Herzens.

Das erste Mal überraschte er mich mit einem Kartenspiel. Was er mir an Kartentricks vorführte, war für mich das Verwirrendste, was ich je bei einem Kartenspieler beobachtet hatte. Man wird mir sagen, warum soll eine Traumgestalt nicht tricksen und vielleicht sogar zaubern können? Doch er ließ Symbole, Zahlen und Farben beliebig wechseln, und immer wenn ich staunend den Mund aufriss, begann er sofort mit dem nächsten Trick. Und er selbst hatte sichtbar seinen Spaß dabei.

Der helle lockere Gesang im Hintergrund setzt sich leise fort.

Dann legte er mir auch mein Kartenblatt aus.

Ich sah, dass er exakt alle wichtigen Stationen meiner Kindheits- und Jugendjahre ausgelegt hatte. Ich fragte nicht, woher er etwas darüber wusste. In solchen Situationen fragt man nicht, man lässt es einfach geschehen.

Manchmal zeigte er auf eine einzelne Karte und sagte: „Hier hast du eine wichtige schwierige Entscheidung getroffen.“ Und was ich bei diesen Worten spürte, war: Ich hätte diese

Entscheidung möglicher Weise auch anders treffen können. Dann wäre auch dieses Kartenblatt jetzt ein anderes. Allerdings sagte er es nicht in der Art eines Vorwurfs. Er sagte „schwierig“, und damit meinte er, es war nicht leicht, diese Entscheidung zu treffen und schwierig wäre es wohl gleichfall gewesen, mich in der anderen Richtung zu entscheiden. Er kam in vielen Gestalten.

Einmal erschien er als Säbel-schwingender Tänzer. Es vollführte einen Tanz, in dem er sich mehrmals überschlug und doch immer präzise und mit perfekter Eleganz auf den Füßen zu stehen kam.

Er erschien in der Kleidung eines hochgerüsteten Kriegers, mit Pfeil und Bogen, in seinem Rücken näherte sich eine Schar schwarzer Fledermäuse, alle streckte er mit seinen Pfeilen nieder – und am Ende hatten sich alle zu schwarzem Rauch aufgelöst.

Er spielte die Rolle des Zauberers und Schöpfers.

Er zauberte Blüten und exotische Pflanzen hervor, die wie aus Wolkeneimern vom Himmel regneten.

Er zauberte singende Wale in den Himmel – die ich in großer Höhe tatsächlich dort schwimmen sah und auch deutlich singen hörte.

Er konnte einen Blumenstrauß wie eine Schar von Vögeln zwitschern lassen. Manchmal wa-

ren es Singvögel, dann waren es eher krächzende Papageien oder streitlustige Krähen.

Er konnte einen Stein von innen zum Aufleuchten bringen – so dass er in richtigen Farben strahlte und ich Strukturen und Muster erkannte, die alle, so fühlte ich, ihre Geschichte hatte.

Häufig holte er aus einem großen engmaschigen Netz händevoll farbige Muscheln, die ein anderes Mal auch silbrig und kupfern waren, warf sie in die Luft und sie flogen einfach davon, die kleinen flatternd wie eben geschlüpfte Schmetterlinge, die anderen mit ruhig gleitendem fast majestätischem Flügelschlag.

Er konnte auch ein Seil vom Himmel herab zaubern, ich wusste nicht, woran es befestigt war und er hängte kleine Geschenke für mich daran.

Einmal eine frische Avocado, einmal eine goldene Uhr.

Ob er mir auch einen Elefanten an das Seil hängen könnte? fragte ich ihn.

Sehr wohl, sagte er mir – doch bedenke, dass es ein Geschenk für dich ist und du dich anschließend darum kümmern musst – willst du dich mit einem Elefanten beschenken lassen? Und wenn es nur ein ganz kleiner Elefant wäre? fragte ich ihn.

Auch das wäre möglich, sagte er. Doch so ein kleiner Elefant wäre nicht glücklich. Denn er hätte sein eigentliches Elefantensein dabei

verloren. Vergiss nicht, dass zu seinem Elefantensein gehört, dass er riesig ist.

Würde ich ihn auf einem anderen Planeten erschaffen – zehnmal größer als dieser, dann müsste er natürlicher Weise sogar die zehnfache Größe haben.

Einmal kündigte er an, er würde mit Adlerkopf und mit Flügeln erscheinen.

Er könnte dann nicht sprechen und ich müsste alles, was er sagte, allein aus seinen Augen lesen.

Ich reagierte sehr verunsichert, als er so als ein stattlicher Adler vor mir saß – doppelt so groß wie ich.

Doch immer wenn ich glaubte, etwas in seinen Augen gelesen zu haben, dann nickte er. Und später meinte er, ich hätte meine Arbeit sehr gut gemacht.

Er konnte es auch aus offenem Himmel regnen lassen – ob ich eine Wolke sah oder nicht.

Man hört das Geräusch von Regentropfen.

Wenn ich nass wurde, besorgte er mir einen Regenschirm.

Er konnte auch einen richtigen Sturm zaubern.

Man hört Sturmgeräusche, nur in einigen rasch wieder vergehenden Böen.

Doch der helle Gesang im Hintergrund ist von nun an verstummt.

Ich fragte ihn, ob er einen kräftigen Regen nicht auch mal an einen bestimmten Ort schicken kann – ich wisse von einigen Wäldern, die brennen.

Warum brennen sie? fragte er mich. Manchmal nur weil ein Blitz eingeschlagen ist, sagte ich ihm. Doch häufiger brennen sie, weil Menschen sie anzünden. In den Zeiten der Ureinwohner taten sie es maßvoll, das Feuer diente zur Rodung kleinerer Flächen. Doch mehr und mehr vernichteten sie ganze Wälder.

Sein Gesicht überzog sich mit Trauer. Wenn sie es selber tun, sagte er, dann habe er keine Ermächtigung, einen Regen zu schicken.

Er fügte hinzu:

Haben die Ureinwohner ihnen nicht gesagt, dass ihr Planet ein lebendiges Wesen ist? Und dass ein Feuer, das ganze Wälder vernichtet, die Erde schmerzt?

Es schmerzt sie, wie auch euch eine Flamme schmerzt.

Haben sie euch nicht gesagt, dass das Feuer ein Geschenk an euch war?

Es sollte euch wärmen und eure Hütten und Häuser warm und wohnlich machen.

Es gibt das Herdfeuer. Doch es gibt auch das Feuer im Blitz. Das Feuer im Blitz ist die Flamme, die reinigt und Altes vernichtet, um Platz für Neues zu schaffen.

Doch wer das Feuer einzig braucht zum Zweck der Zerstörung, der hat es nicht begriffen.

Manchmal hatte er noch einen kleineren Begleiter bei sich.

Ich kam immer mit einer Maske, einer immer gleichen, die schlichte Maske eines Kriegers ohne Bemalung, mit nur etwas Federschmuck.

Sein eigentliches Gesicht sah ich nie.

Außerdem gab es da immer einen Schatten um seine Füße, der zu ihm zu gehören schien und nie verschwand.

Einmal fragte ich meinen Traumbegleiter, was diese andere Gestalt hier solle.

Seine Antwort war: Er ist kürzlich als sein Schüler zu ihm gekommen.

Also: Er lernte bei ihm.

So lange er lernt, versteckt er sich besser noch, fügte er schließlich hinzu.

Einmal wird er mir sein Gesicht zeigen.

Gelegentlich sah ich ihn häufiger – diesen Mann mit dem Schatten. Dann war er lange Zeit wieder fort.

Ich werde noch mehr und wieder auch Eindruckliches über ihn zu berichten haben.

Doch jetzt verwirren die Bilder sich. Es sind zu viele, ich bin erschöpft.

Sie erhebt sich und kommt ein Stück nach vorn.

Übrigens: Wenn Sie meinen, es sei etwas Ungewöhnliches, einen Traumbegleiter zu haben – da kann ich Ihnen von einem Volk berichten, in dem schon die heranwachsenden Kinder lernten, für ihre Träume einen Traumbegleiter zu gewinnen.

Es sind die Malaien. Europäische Reisende und Ethnologen haben im letzten Jahrhundert

zuverlässig darüber berichtet. Es war ein selbstverständlicher Teil der Erziehung.

Alle Kinder sollten von früh an ihre eigene lebendige Traumwelt entdecken.

Sie sollten möglichst mehrere Traumfreunde an ihrer Seite haben. Traumfreunde waren nützlich, sie warnten einen selbst oder manchmal auch einen anderen der Gruppe vor einer Gefahr. Oder sie schenkten jemandem während des Traums ein neues Lied oder einen neuen Tanz – etwas, das man dann am Morgen vor der Gruppe des Stammes vortragen konnte.

Nicht nur um Traumfreunde ging es. Auch richtige Traumliebhaber sollten gewonnen werden.

Und auch der Umgang mit Albträumen wurde geübt. Schon die Kinder lernten, dass sie vor einem Albtraumgegner, so gefährlich er auch aussehen mochte, nie fliehen durften, weil er dann nur beständig wuchs. Sie mussten ihm furchtlos entgentreten, dann schrumpfte er und verzog sich zuletzt.

Übrigens: Keines dieser malayischen Völker war je in blutige Kriege mit Nachbarstämmen verwickelt. Es scheint, dass sich alle Abenteuerlust und Kampflust der Seele auch in bewegten, farbigen Traumbildern ausleben kann

Sie nimmt auf dem Sofa Platz.

Ihre Stimme wird wieder leiser.

Ich habe von den Albträumen gesprochen –
und wie man sie vertreibt, indem man ihnen
ruhig und furchtlos entgegentritt.

Wieder ist es doch nur ein Teil der Wahrheit.

Es gibt die anderen Albträume – mit der
Macht eines apokalyptischen Sturms.

Man kann ihnen nicht in die Augen blicken,
denn ihr Gesicht ist maskiert.

Man kann sich ihnen nicht entgegenstellen als
ein einzelner starker Baum –

denn ihre Macht ist groß genug, einen ganzen
Baum zu entwurzeln.

Sie entwurzeln Hunderte, Tausende.

Und doch: Auch sie vermögen nicht alles.

Sind die Bäume im Innern noch stark – und
werden es Zehntausende, Hunderttausende
und noch viele darüber hinaus –

Dann gewinnt auch ein solch apokalyptischer
Sturm plötzlich Respekt.

Dann weiß er: Er muss ein zweites Mal Atem
holen.

Ist die Übermacht des Gegners offensichtlich,
kann er sich für eine Zeit lang sogar er-
schreckt zurückzieh.

Wird er dann wiederkommen?

In jedem Fall hat er Respekt gelernt.

3. Szene

Wieder Telefonklingeln.

Tara zögert zunächst eine Weile.

Dann hebt sie ab.

Sie lauscht.

Das Bild auf der Rückseite der Bühne verblasst allmählich.

Tara: Ja – ich habe entschieden.

Lassen Sie die Akten geschlossen.

Es ist verjährt. Es spielt keine Rolle mehr.

Sie lauscht.

Zwei neue Zeugen?

Nein...

Zwei neue schriftliche Aussagen?

Sie lauscht.

Sie liegen Ihnen bereits vor -?

Sie lauscht.

Was ist das Neue -?

Sie lauscht.

Es läuft eben noch ein zweites Verhör...

Sie lauscht.

Deshalb nochmals eine Verzögerung...

Ich verstehe...

Das Gespräch bricht ab.

Wieder stellt sie den CD-Player ein, aus dem das Beethoven-Trio zu hören ist.

Wieder will sie nach dem Glas greifen und trinken. Wieder zögert sie.

Erneut streckt sie sich auf dem Sofa aus.

Tara: Ich muss noch einmal von Fin sprechen.

Und von jenem verhängnisvollen Tag, der uns endgültig entzweite.

Alles war nach seiner Rückkehr so wunderbar leicht gewesen.

Eigentlich dauerte es nur wenige Minuten und wir liebten uns wieder.

Und nach nur drei Tage waren wir auch wieder ein Liebespaar.

Er hatte Geld.

Er begleitete mich auf jede meiner Kuren.

Manchmal sprach er von Heirat. Doch wir wollten den Zeitpunkt abwarten, bis sich das erste Kind meldete.

Es war ein langes vergebliches Warten.

War einer von uns beiden unfruchtbar?

Doch selbst wenn es so gewesen wäre –: Wir hätten ein Kind adoptiert, und es wäre dies niemals ein Grund für ein Zerwürfnis gewesen; schon gar nicht ein solches, das uns für immer trennen würde.

Wieder war es ein winziger Moment, der alles entschied.

Ein Moment, der etwas wie einen Abgrund unter mir aufbrechen ließ – etwas, das anzusehen, ich mich bisher geweigert hatte.

Dies jedenfalls war, was ich fühlte in diesem Moment.

Wir, Fin und ich, hatten uns zu einer einwöchigen Gebirgswanderung durch die Alpen verabredet.

An einer Weggabelung, wir waren schon zwei Tage gewandert, kam es zu einer Meinungs-

verschiedenheit, nicht einmal zu einem tatsächlichen Streit. Ich hielt den eher links abbiegenden Weg für den richtigen, er den, der nach rechts abbog.

Üblicher Weise passe ich mich schließlich dem Vorschlag meine männlichen Partners an. Diesmal doch ging es nicht. Etwas in mir sträubte sich. Der Widerstand in mir war unüberwindlich.

Zuvor war etwas passiert. Wir hatten in einer Höhle Platz benommen, ich kehrte, da ich am Eingang mein Cape zurückgelassen hatte, wieder in die Höhle zurück – und plötzlich schien es mir, dass dies nicht Fin war, der dort in einer halbdämmrigen Nische auf mich wartete. Ich sah diesen Blick. Etwas war ungewohnt kalt und hart darin – nein, ganz und ganz ungewohnt war es nicht, ich hatte diesen Blick mehrmals in den Augen seines Bruders gesehen. Ob es an dem matten Licht der halbdämmrigen Nische lag? Er hatte die gleichen Augen seines Bruders in diesem Moment.

Und indem ich dies unmissverständlich so empfand, griff plötzlich ein Würgen nach meinem Hals – es nahm mir wie damals die Luft und nur mit Mühe unterdrückte ich einen Schrei.

Ein schrecklicher Verdacht war in mir aufgebrochen.

Auch als wir die Höhle wieder gemeinsam verließen, konnte ich ihn nicht abschütteln.

Und dann geschah es: Als wir uns an der genannten Weggabelung zerstritten, sträubte sich alles in mir, Fin auf seinem Weg zu folgen, so sehr er sich seiner Sache auch sicher war.

Ich hörte ihm gar nicht zu.

Ich wollte nur, dass er ging und unsere Wege an diesem Tag nicht mehr länger zusammenführten.

So geschah es dann auch.

Er winkte noch einmal lachend zurück – dies war das letzte, was ich von ihm sah.

Er glaubte, ich würde nach einer Weile umkehren und ihm folgen.

Dies tat ich nicht.

Jenes Bild, bei dem er sich lachend zu mir umwandte, war mein letztes von ihm.

Es sollte kein weiteres Bild mehr folgen.

Am Abend – ich hatte mich, wie ich schließlich erkennen musste – für einen längeren Umweg entschieden – traf er nicht im verabredeten Basislager ein.

Es wurde dunkel, und eine Suche nach ihm wäre sinnlos gewesen.

Doch auch am folgenden Tag veranlasste ich eine solche Suche nicht.

Etwas hielt mich fest: eine tief tief in einem verschwiegenen Keller meiner Unterbewusstseins hockende Schockstarre.

Und diese alte Wunde sprach:

Er selber war es.

Und alles, was er mir an unermüdlicher Fürsorge hatte zukommen lassen, war nur der an-

gestrengte, vielleicht auch verzweifelte Versuch einer Gutmachung gewesen.

Oder auch kaltes Kalkül.

Sein Gewissen ließ ihm keine andere Wahl.

Noch eine Woche verbrachte ich wartend im Camp.

Fin tauchte nicht wieder auf.

Seitdem sind fast vier Jahre vergangen.

Nie gab es auch nur das kleinste Lebenszeichen von ihm.

Sie geht wieder an die Kommode, holt den Spiegel hervor.

Meine von den Keimen der Dornen schrecklich entstellte Wange hatte während der fast vier Jahre, die wir glücklich zusammenlebten, keine neuen Eiterherde mehr hervorgebracht. Nein, es war umkehrt: Alle Eiterherde hatten ihre Tätigkeit eingestellt und die Wunde begann zu schrumpfen. Es blieben die zahlreichen Narben, doch die Ärzte machten mir Hoffnung, dass man diese in kleinen Operationen Schritt für Schritt entfernen oder doch erheblich reduzieren könnte.

Fin, der gern Scherze machte, hatte schon zu Anfang zu mir gesagt: Die Hälfte der Narben kriegen wir weg. Wodurch? Wenn wir uns kräftig lieben – wobei er keineswegs eine platonische Liebe meinte. Er dachte, ganz praktisch, auch an eine intensive gesunde Durchblutung der Haut. Er war sehr direkt. Und mehrmals sagte er auch: Gott hat dir einen

makellosen Körper geschenkt, was stört mich da deine rechte Wange?

Sie lockert wieder ein Stück des unteren Pflasters.

Er könnte seit Jahren abgestürzt in einer Schlucht liegen.

Ich habe nie nach ihm suchen lassen.

Es könnte auch sein, dass er am nächstfolgenden Tag die Alpen ganz überquert hat und jetzt irgendwo an einem ganz anderen Ort weiterlebt.

Es könnte jeder Ort in der Welt sein.

Auch er wollte diesen Platz an meiner Seite nicht mehr.

Sie betrachtet den freigelegten Teil ihrer Wange – er ist von Eiterbeulen zerfressen und von Narben übersät.

Seit ich allein bin – allein auch wieder mit meiner Wunde – nicht jener nur, die mir die Dornen zufügten in meinem Gesicht – mit meiner anderen tieferen Wunde, die ich lange verdrängte und von der ich oft meinte, sie vergessen zu können –

Seitdem feiern die bösen Keime in meinem Gesicht weiter ihr Fest der Zerstörung.

Ein Arzt warnte mich:

Sie könnten auch überspringen auf meinen Hals.

Auch auf die andere Seite meines Gesichts.

Und noch immer spüre ich jene kalte Klammer in mir:

Was habe ich damals in der Berghöhle gesehen? War es real?

Ist er selbst der Mann mit dem Schatten? –

Mein Traumbegleiter - ich habe Ihnen ausführlich von ihm erzählt - erscheint nicht mehr oft.

Und erscheint er, dann spricht er wenig.

Ich sehe ihn Sphinx-haft lächeln.

Ich beginne meine Träume zu fürchten.

Denn die finsternen Träume, die Alpträume nehmen zu.

Ich sehe Zukünftigkeiten, von denen ich wünschte, dass sie niemals geschehen werden.

Doch ich sehe ihre Bilder plastisch und klar.

Manchmal dachte ich nach dem Erwachen, dass sie ein Virus des Wahnsinns in meinen Kopf setzen könnten.

Manchmal fürchte ich, sie haben damit schon begonnen.

Im Hintergrund wieder dies ferne leichte hohe lockere Singen.

Ja – und dann dieses Singen.

Es ist leiser geworden.

Doch dieses Singen höre ich ab und zu noch.

Und dann denke ich: Dies war einmal ich.

Bin ich es immer noch – unsichtbar, ganz im Verborgenen?

Sie nimmt einen weiteren Schluck aus dem Glas.

Dunkelheit.

Dritter Teil

1. Szene

Der leise dunkle eintönige Schlag einer Pendeluhr von links.

Tara sitzt auf dem Sofa.

Aus dem CD-Player klingt wieder das „Siciliano“ von Bach.

Tara lauscht eine Zeit.

Tara: Manchmal träume ich über Wochen nicht.

Oder nur selten.

Dann wieder häuft sich Traum auf Traum.

Manchmal sind es drei in nur einer Nacht.

So kam ich dazu, die alte Pendeluhr meiner Großmutter in meine Küche zu stellen.

Sie schlug ihren gleichmäßigen Takt, wenn Großmutter uns, mir und meine Schwester, das Abendbrot zubereitete. Im Sommer hatte sie jedes Mal etwas aus dem Garten dabei: Petersilie, Majoran, frisch geschälte Gurken, kleingeschnittene Zwiebeln, selbstgeschlagenen Quark und Paprika – das beste doch war immer das frischgebackene Brot, von dem alles duftete und die zu ganzen Butterinseln verteilte frische Butter darauf.

Ich erhielt das Stück, diese Pendeluhr, als sie ihren Bauernhof auflöste und mein Großvater im Gefängnis verschwand. In der Gastwirtschaft, in der sie später an der Theke stand,

dröhnten die Musikautomaten. Eine Pendeluhr hätte dort keinen Platz mehr gehabt.

Ich selbst hatte sie lange Zeit auf dem Dachboden stehen.

Jetzt holt sie mir mit ihrem Taktschlag die alte Zeit in mein Zimmer zurück.

Sie steht auf. Auf ihrem eigenen Dachboden bewahrte Großmutter über viele Jahre dieses milchige Glas auf.

Sie bewegt sich dorthin und nimmt auf dem Hocker daneben Platz.

Ich weiß nicht, warum es milchig ist.

Großmutter sagte mir, ein anderer Mann – noch ehe sie Großvater kennen lernte – hätte es für sie gebaut, es sollte ein Kunstwerk aus Glas werden und er wollte es ihr in den Garten stellen.

Dazu kam es dann nie.

Es blieb unfertig. Großmutter sagte mir nicht warum und auch nicht, warum jener Mann wieder aus ihrem Leben verschwand.

Jedenfalls wollte sie es nicht einfach fortwerfen, auch wenn sie keine Verwendung dafür hatte. Ich fand es hübsch – mit seinem kleinen Rundbogen aus Backsteinen, auch wenn sie keine besondere Funktion haben. Irgendwie ist es wie ein Dach darüber.

Sie stand einfach nur lange Zeit vor sich hin – diese Milchglasscheibe.

Dann sagte mir mein Traumbegleiter eines Nachts, dass ich ein Geheimnis dahinter entdecken könnte.

Es sei nur zu hören, doch wenn ich mein Ohr an das Milchglas legen und es lange genug üben würde, dann würde ich entdecken, wovon er sprach.

Also übte ich.

Schon nach der ersten Stunde hörte ich etwas: Regen.

Die Bachmusik hat aufgehört und man vernimmt Regengeräusche.

Es war kein Regen, der von der Straße kam. Dort war es trocken.

Ich hörte Regen.

Es war der Regen aus meinen Kindertagen.

Wie er nachts an mein Fenster klopfte.

Wie ich ihm nachts oft viele Stunden gelauscht hatte und wie ich mir vorgestellt hatte, dass es mir immer wieder Geschichten erzählte.

Regennächte sind schön.

Und es gibt auch die schönen Regentage.

Die Regengeräusche enden.

Immer deutlicher hörte ich, wenn ich mich abends dicht an das Glas setzte, diesen Regen. Inzwischen höre ich auch viele andere Dinge dahinter.

Es geht immer nur auf der einen Seite. Auf der anderen bleibt es stumm.

Sitze ich richtig, das Ohr am Glas, muss ich mich einzig intensiv konzentrieren.

Wieder setzen Regengeräusche ein, diesmal verstärkt.

Die Regengeräusche bringen sie ins Träumen.

Ich liege auf meinem Bett und ich lese.

„Nils Holgersson“.

Oder „Moby Dick“.

Oder „Vom Winde verweht“.

Schön, dass es diese Tage mit Regen gibt.

Besonders an den Wochenenden, wenn es am
Sonnabend-Morgen beginnt und bis zum
Sonntag-Abend nicht aufhört.

Dann macht man nur manchmal zwischen-
durch schnell Pipi und verkriecht sich wieder
in den warmen Federn.

Keine Jungen, die draußen schreien und wol-
len, dass man mit ihnen Fußball spielt.

Auch meine jüngere Schwester las.

„Alice im Wunderland“ oder „Peter Pan“. Sie
wollte, dass wir die Bücher tauschen, doch ih-
re Bücher gefielen mir nicht.

Mein Traumbegleiter sagte mir: Es ist ein
Fenster in die Zeit.

Keine Tür. Man kann nicht hindurchgehen.

Und es ist auch kein Fenster, das man öffnen
kann.

Man kann nur sitzen und hören.

Und am Anfang übt man es nur mit der eige-
nen Vergangenheit.

Man hört ein Klavier spielen.

*Es ist Schumanns Stück „Von fernen Ländern
und Reisen“ aus seinen Kinderstücken.*

Jetzt höre ich Mutter, wie sie am Abend Kla-
vier spielt. Sie spielte hervorragend Chopin.
Doch für uns Kinder spielte sie meist die

„Kinderstücke“ von Schumann und aus dem „Album für die Jugend“.

Wenn sie „von fernen Reisen und Ländern“ spielte *Man hört weiter leise die Musik*, dann sah ich all die fernen Küsten vor mir, die ich in Büchern schon einmal gesehen hatte, ich wünschte mir oft, ich könnte tatsächlich dort sein – dann wieder fand ich es doch sehr weit, und ich dachte, es ist auch gut, wenn ich alle diese Reisen nur schnell in meinem Kopf mache, denn dann bin ich ganz rasch und sicher auch wieder zurück.

Die Mutter wechselt das Klavierstück. Sie spielt das Stück „Glückes genug“.

Mein Vater stand mit uns auf dem Balkon und erklärte uns die gerade aufblinkenden Sterne. Wir sprachen nicht mehr über Philosophie und über Gott dabei, denn ich hatte inzwischen begriffen, dass man auch schon ferne Galaxien gesichtet hatte und sich auch hinter denen kein Gott befand, also musste er sehr sehr fern sein. Überhaupt dachten die Leute alle sehr unterschiedlich darüber. Manche glaubten, dass man Gott in der Kirche suchen müsste, beim Pfarrer oder im stillen Gebet. Mein Vater und meine Mutter gingen niemals zum Gottesdienst, doch wenn wir auf Reisen waren und eine schöne Kirche auftauchte, dann haben wir sie immer besucht und sind an den bunten Glasfenstern entlang gewandert und mein Vater konnte sehr lange sitzen und einfach dem Orgelspiel lauschen.

Das Klavierstück wechselt wieder. Die Mutter spielt Schumanns „Kleine Träumerei“.

Mit diesen Stück brachte sie uns meistens zu Bett. Fast jedes Mal klingelte eine Straßenbahn dazwischen. *Man hört das Klingeln der Straßenbahn.* Als ich noch kleiner war, dachte ich, dass Schumann es dazu komponiert hätte.

Wenn Mutter nicht spielte und wenn am Abend Vater die Zeit hatte, etwas Musik zu machen, dann spielte er sein „Englischhorn“ – jenes aus seiner Zeit bei der Militärkapelle. Er sagte, dass auch die Soldaten es gern gehört hätten und dass man es früher häufig am Vorabend einer großen Schlacht spielte, von der man wusste, dass Tausende von Soldaten tot auf dem Schlachtfeld zurückbleiben würden. *Man hört den sanften getragenen Ton eines Englischhorns.*

Manchmal spielte er tatsächlich solange, bis wir einschliefen.

Das Horn verklingt.

Jetzt richte ich mein Hören auf einen anderen Punkt. Immer noch bin ich ein junges Mädchen, ich höre das Gackern von Hühnern, das Muhen aus den Kuhställen, das Grunzen der Schweine, das Blöken der Schafe, das Meckern der Ziegen.

Man hört all diese Geräusche.

Und jetzt höre ich den Großvater rufen. Zeit für die Tierfütterung. Es war ein Spaß für uns, die vollen Fress-Kübel in die Tiergatter auszu-

schütten. Waren frische Karotten dabei, so futterten wir oft kräftig mit.

Dann: Unser Balgen auf dem Heuboden. Das war oft ein mörderisches Geschrei. Jeder versuchte – so klang es - jeden anderen umzubringen.

Man hört lautes Kindergeschrei, Anfeuerungsrufe, knarrende Dachbalken.

Es wird wieder still.

Ihre Stimme wird weich und sanft.

Und auch die Stille, die später kam, wenn alle andern gegangen waren, auch diese Stille vernehme ich gut. Nur manchmal ein ganz leises Knistern im Heu. Und wie die Haut meiner nackten Schulter sich rieb an der nackten Schulter von Knut.

Sie lächelt in sich hinein.

Plötzlich wirft sie den Kopf in die Höhe, es ist wie ein Aufschrecken.

Schließlich der nächtliche Brand in der Scheune. *Man hört prasselnde Flammen und aufgeregtes Geschrei.*

Das Quietschen der Metalltür, als man Großvater zurück in seine Zelle schloss.

Man hört das Quietschen des Metalls, dann eine hart schlagende Gittertür, das Drehen eines Schlüssels.

Es war das letzte Mal, das ich ihn sah.

Sie schweigt eine Zeit.

Die neue Gaststube der Großmutter mit den laut lachenden Männern, die um die Biertische saßen. *Man hört lachende johlende Männer,*

das Klingeln der Kasse. Der Ort war kalt. Wir, meine Schwester und ich, trauerten lange um den verlorenen Bauernhof.

Das ferne Singen eines Gemeindechors.

Schon nach drei Tagen hatte man die Särge unserer Eltern zurück in unsere Stadt transportiert.

Als beide aufbrachen zu ihrer Fahrt mit dem Unglückszug, sagte Mutter ein seltsames Wort: Auch wenn Vater und sie nie in die Kirche gegangen waren, wenn sie einmal sterben sollten, dann wünschte sie eine Bestattung durch unseren Gemeindepfarrer.

Das Grab war breit ausgehoben, man konnte die Särge Seite an Seite stellen – so wie sie Seite an Seite gestorben waren.

Es war ein sonniger Tag, der Pfarrer sprach würdig und schlicht und der ganze Gemeindechor war versammelt.

Der Chor verklingt langsam.

Man hört das leise Geräusch von Wellen.

Und dann die Wellen meines Sees, als ich im Frühjahr wieder an seinem Ufer stand. Endlich bist du zurück, sagte er. Noch habe ich wenig Sonne, um dich zu wärmen. Doch meine Vögel sind schon fast alle zurück.

Man hört klares, vielstimmiges Vogelsingen.

Dann das Lachen meines kleinen Neffen, als ich zum ersten Mal auf einer Frühlingswiese mit ihm herumtollte. *Man hört fröhliches Kinderlachen.* Er hatte begriffen, dass er jetzt laufen konnte – so wie die Großen, so wie Vater

und Mutter und ich, er gehörte jetzt zu den Großen. Und immer wieder zeigte ich ihm, wie ich stolperte und hinfiel, wenn ich ihn einzufangen versuchte. Dann rollte er sich vor Lachen im Gras.

Meine kleine Nichte: Sie entdeckte früh ihren Spaß daran, allen zu widersprechen und immer wieder testete sie aus, wie weit sie gehen konnte. Von meiner Schwester wurde sie schließlich nur noch „kesse Rotznase“ genannt – darüber lachte sie nur, denn sie wusste, dass keiner sie strafen würde. Doch sie musste es mehrmals büßen, wenn sie in früher Jahreszeit mit nackten Füßen herumlief und dann über Wochen eine ständig schniefende Nase hatte.

Man hört ein kräftiges Kindernasenschnauben, mehrmals und intensiv.

Sie sinkt ein Stück in sich zusammen.

Dann: der ganz leise Aufschrei meiner Schwester, als sie vom Tod ihrer beiden Kinder erfuhr... Nur dieser leise Schrei.

Später zog sie sich tagelang in ihr Zimmer zurück und schloss sich ein. Pausenlos schluchzte und schrie sie, es war, als ob der angesammelte Schmerz ganzer stumm durchlittener Jahrhunderte aus ihr herausbrach.

Man hört das Schluchzen.

Und ich – ich war ohnmächtig, ihr zu helfen. Wie ich ohnmächtig war, mich selbst zu trösten.

Der Pendelschlag der Uhr verstummt.

Man ahnt nicht, wie leer und kalt eine Erde werden kann, wenn nur zwei Menschen darauf verschwinden.

Eine längere Stille.

Sie entfernt ihr Ohr für eine kurze Zeit von der Glaswand.

Doch ich erlebe nicht nur Dinge hinter dieser Wand, bei denen meine eigene Vergangenheit wieder zu sprechen beginnt.

Es kann mich auch an Plätze in der Vergangenheit führen, die mir selbst noch völlig neu und unbekannt sind.

Ich musste es ebenfalls erst nach und nach entdecken.

Es begann mit einem Theaterstück. Das war noch nicht so die wahre Vergangenheit. Doch mehr und mehr wurde sie es.

Was ich zuvor auf der Bühne gesehen hatte, konnte ich später noch in weiteren Einzelheiten erfahren.

Es war mein erster richtiger großer Theaterbesuch, und das Stück berührte mich tief, vielleicht weil es aufzeigte, wie nahe Liebe und Hass beieinander liegen.

Ein französischer König hatte seinen besten Freund und Vertrauten aus einer Laune heraus zum Erzbischof von England gemacht - eigentlich ein kluger Schachzug, um die Kirche von England für sich zu gewinnen. Doch der königliche Freund und Berater nahm es ernst, er führte von nun an mit Hingabe und Würde dieses Amt eines Erzbischofs. Damit verwan-

delte sich die Freundschaft der beiden Männer, die sogar einmal tiefe Liebe gewesen war, in Feindschaft und auf Seiten des Königs wurde es blanker Hass.

Ihre Finger streichen an der Glaswand entlang.

Mehr und mehr wurde mir allmählich bewusst, dass diese Glaswand nicht nur ein Fenster in meine eigene Geschichte sein konnte sondern ein Fenster in die Geschichte auch anderer Menschen und anderer Zeiten.

Vor allem die großen Ereignisse, die sich dem Menschheitsgedächtnis tief eingepägt hatten, waren leicht dahinter aufzuspüren und wiederzubeleben.

Ich hörte den Kanonensalut nach dem Sieg über Napoleon in Waterloo, mehr als fünfzigtausend Soldaten waren in dieser einzigen Schlacht gefallen, doch die Allianz von Preußen und Endländern hatte gewonnen.

Man hört die Salutschüsse.

Ich hörte Voltaire in den Hof von Friedrich den Großen einfahren, auch er begrüßt von Salutschüssen. *Erneut Salutschüsse.* Schon bald darauf zerstritten sie sich, der Philosoph und der schlachtenhungrige König. Ihre direkte Nähe ertrugen sie nicht. Doch sobald sie sich wieder Briefe schrieben, beschworen sie einander ihre innige Freundschaft und tiefe Verbundenheit.

Einmal hörte ich den harten Aufschlag der Guillotine. *Man hört das genannte Geräusch*

und dann das Geschrei einer Volksmenge. Das Volk rief „le Roi, le Roi!“ – und so war es wohl der französische König, den sie gerade enthauptet hatten.

Ich hörte die Schüsse von Sarajewo – die die kaiserlichen Thronerben von Österreich töteten und die in wenigen Tagen den Flächenbrand eines ganzen Weltkriegs auslösten.

Man hört die Schüsse.

Ich bin viel mit meinem Vater ins Theater gegangen. Als städtischer Bibliothekar bekam er die Karten häufig geschenkt. Fast jeden Monat besuchten wir wieder ein neues Stück.

Es waren glänzende Aufführungen dabei. Und doch muss ich noch einmal von jener ganz zu Beginn sprechen – wo es um jenen französischen König ging und dem anderen Mann, der Becket hieß.

Wie es da zuerst diese tiefe Freundschaft und Liebe zwischen den beiden gibt – und wie es dann doch zur Entzweiung kommt.

Über die erste Hälfte des Stücks benehmen sich beide wie flegelhafte unerzogene Kinder, in deren Leben es immer wieder nur die Höhepunkte ausufernder Zechgelage gibt.

Ärmlische Höhepunkte.

Als Becket, den er zum Erzbischof von England machte, von seinem Hof verschwindet, spürt der König die Leere in seinem Leben, er sehnt sich Becket an seine Seite zurück und er arrangiert ein Treffen, das die Versöhnung bringen soll.

Dann stehen sie sich auf dem von rauen Winden geschüttelten Schlachtfeld, auf dem die Waffen schweigen für diesen Moment, gegenüber; es ist ein letzter Versuch.

Unvermittelt während ihres Gesprächs fragt der König:

„Hast mich geliebt, Becket?“

„So weit ich zu lieben fähig war – ja, mein König.“

Dem König genügt es nicht. „Kannst du mir nicht einmal eine richtige Antwort geben!“

Hätte Becket es ihm deutlicher sagen sollen?

Hätte es noch einmal die Wende gebracht?

Sie trennen sich unversöhnt.

Und wenige Monate später lässt der König Becket ermorden.

Becket weiß von den Mordplänen des Königs, als der Tag näher rückt, bereitet er sich darauf vor wie auf ein Fest, fast heiter, ohne Furcht, ohne Trauer.

Ja – jetzt weiß ich es: Es ist dieses leichte, heitere Sterben, das mich so tief berührte.

Und da gibt es noch diesen anderen Satz, der sich rätselhaft tief in mich eingrub.

Zu Anfang ihres Gesprächs, als der König noch glaubt, dass Becket die Rolle des Erzbischofs nur spielt und er ihn mit wenigen Worten an seinen Hof und zu seinen Zechgelagen zurücklocken kann, fragt er plötzlich ironisch:

„Bist du von der Gnade berührt worden?“

Becket antwortet ihm: „Nicht der, von der du sprichst. Derer bin ich nicht würdig.“

Welche „Gnade“ hat er gemeint?

Und welche der König?

Es klingt für einen Moment, als hätten sie beide von derselben Gnade gesprochen.

Gibt es das – eine „Gnade“, mit der jeder dasselbe meint und doch nicht sagen kann, was es ist?

Ein französischer Autor hat dieses Schauspiel geschrieben, Jean Anouilh, so leicht, so französisch, und doch so ernst und auch tief.

Sie blickt, einen Moment leicht irritiert, ins Publikum.

Habe ich mein Thema verloren? – Nein, das mit dem leichten, heiteren Sterben – das war mir doch wichtig zu sagen.

Und auch das mit der „Gnade“ wollte ich nicht auslassen – so rätselhaft es mir geblieben ist. Mir wurde dieser Satz sonderbar vertraut.

Sie sitzt eine Weile still in Gedanken.

Doch ich weiß: Viel spannender ist es für Sie, wenn ich von Dingen berichten kann, die sich in der wirklichen Weltgeschichte zutrugen.

Einmal, hier an der Glaswand sitzend, hörte ich, wie Luther mit hartem Hammerschlag seine sechsundneunzig Thesen an das Portal der Schlosskirche in Wittenberg schlug.

Er konnte nicht ahnen, dass seine Thesen die ganze abendländische Welt über Jahrhunderte in Aufruhr versetzen würden und dass seine Reformation der Kirche das christliche Abendland für immer spalten sollte.

Geheimnisvoller Einmal hörte ich ein Stück von der allerersten Aufführung der neunten Sinfonie, bei der Beethoven selbst anwesend war. Er konnte sie nicht mehr selbst dirigieren, weil er inzwischen vollständig taub war.

Es war ein Stück aus dem letzten Satz, der mit der Freude und den Götterfunken beginnt.

Ich hörte den Chor diese Strophen singen:

Sie beginnt zu summen.

Man hört die Stelle: „Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen“ mit vollem Chor und Orchester.

Diese erste Aufführung war beim Publikum ein großer Erfolg. Doch Tage später folgten die Kritiken der öffentlichen Kritiker in den Wiener Tageszeitungen. Viele waren vernichtend.

Träume und Realität – manchmal ist nur ein schmaler Grat zwischen ihnen.

Es gibt die Dinge, von denen man später nicht sicher weiß, ob man sie geträumt oder doch ganz wirklich erlebt hat.

Und: Träume können sich wiederholen.

Dann bedeuten sie meist etwas Wichtiges.

Doch sie können auch kleine Variationen annehmen.

Dann heißt dies, dass sich etwas verändert hat.

Auch dies ist wieder sehr rätselhaft.

Auch Träume können wachsen und neue Gestalten annehmen. Sie sind wie Lebewesen.

Einen solchen Traum will ich Ihnen hier noch erzählen.

Es ist ein heller Traum. Und es werden noch andere folgen, die nicht mehr hell sind. Es werden Träume folgen, die finster sind.

Deshalb beginne ich jetzt mit diesem.

Ich sage Traum.

Und eigentlich weiß ich doch nicht genau, was es war.

Die Bilder sind klar und lebendig vor meinen Augen:

Der Platz eines alten Jahrmarkts – mit blecherner schriller Jahrmarktsmusik, in das Licht einer fahlen Abendsonne getaucht. Arme verlorene Menschen. Armut, viel Armut. Müde lächelnde Gesichter. Trotz der schrillen Musik ein Ort der Trostlosigkeit, wie auf einem vergessenen verlorenen Planeten.

Doch plötzlich beginnt er, sich zu verwandeln. Ich höre nicht nur diese Jahrmarktsmusik, die zunehmend heitere Sprünge macht; um alle Karussells, die nun hell im Abendlicht blinken und um alle festlich und bunt geschmückten Marktbuden mit ihrer Betriebsamkeit fliegt ein Lachen, jeder Ton macht sich auf, um ein Pochen der Freude zu sein; und ich höre, wie alle Menschen summen im Rhythmus dieser Musik, ein helles Heiterkeitssummen, manche nur innerlich, doch viele auch gut vernehmbar.

Ich zähle die Gesichter und keines fehlt. Alle sind wieder beisammen.

Alle, alle. Auch die einmal verlorenen.

Die Heiterkeit hüllt mich ein wie das Licht eines nicht endenden Sommertags, ich spüre

sie auf der Haut, sie durchrieselt meinen gesamten Körper. Und ich spüre: Hier bin ich zu Haus.

Irgendetwas ist geschehen, das über mein Begreifen hinaus geht. Als habe man mich durch eine Zeitfalte an einen anderen Ort versetzt, von dem der zuvor Gesehene nur ein stumpfer Spiegel war.

War er wirklich?

Viel wirklicher jedenfalls als der vorangegangene – der diese Armut und Traurigkeit zeigte, die Leute mit ihren müden grauen Gesichtern, auf einem armen verlorenen Planeten.

2. Szene

Wieder läutet das Festtelefon.

Tara steht auf, bewegt sich hin und greift es.

Lauscht hinein.

Wieder meldet sich niemand.

Sie stellt es zurück.

Sie ist aufgestanden.

Sie geht auf und ab.

Sie steht wieder still.

Tara: Fin –

Es gibt keinen Tag, an dem er nicht anwesend wäre in meinem Kopf.

Was auch immer er mir angetan hat – ich werde nie aufhören, ihn zu lieben.

Sie geht wieder auf und ab.

Er könnte auf unserer damaligen Bergwanderung abgestürzt sein.

Wie er doch auch weiterleben könnte - geheim, irgendwo.

Meine Träume wollen es mir nicht sagen.

Befrage ich sie, dann antworten sie mir mit einem stillen Sphinx-haften Lächeln.

Sie wissen etwas. Doch sie wollen es mir nicht preisgeben.

Welche Antwort erschne ich?

Dass er abgestürzt im Dunkel einer Schlucht liegt?

Jede Antwort, so scheint es mir dann und wann, wäre gut – selbst diese, wenn sie mir endlich Gewissheit gäbe.

Doch die Träume sagen: Gewissheit ist nur, was aus dir selbst kommt. Solange du es nicht hören kannst und nicht hören willst, musst du mit der Ungewissheit leben.

Und dann spüre ich: Ich fürchte die Antwort.

Und meine Furcht versperrt mir den Blick und macht meine Ohren taub.

Ich habe die Macht nicht, diese Furcht zu besiegen – und die Furcht sagt: „Du musst wachsen, bis du mich besiegen kannst.

Dafür bin ich da. Ich warte mit dunkel brennender Freude auf den Tag, an dem du mich endlich besiegst.“

Sie lauscht.

Die Pendeluhr ist verstummt.

Das tut sie manchmal. Mitten am Tag.

Ohne Ankündigung.

Sie will nach links.
Da setzt die Pendeluhr mit leisem Schlag wieder ein.
Das Festtelefon läutet erneut.
Tara greift es. Lauscht hinein.
Offensichtlich wird jetzt mit ihr gesprochen.
 Keine neuen Zeugen -?
 Worum geht es dann?
Sie lauscht.
 Es geht um die alten...
Sie lauscht.
 Sie haben ihr Alibi zurückgezogen...
Es ist, als ob sie alles Gehörte Echo-haft nachspricht.
 Greg ist nie auf einem Campingausflug mit ihnen in den Bergen gewesen...
 Er befand sich an jenem Wochenende am See...
Sie lauscht.
 DNA-Spuren...
Sie lauscht.
 Einer der beiden möchte mich sprechen...?
 Sie rufen ihn ins Zimmer...
Sie legt den Hörer auf die Kommode zurück.
Sie taumelt auf ihr Sofa.
 Greg.
 Nicht Fin.
Sie begräbt ihr Gesicht in den Händen.
 Greg. Nicht Fin.
 Ich habe Fin in der Schlucht zurückgelassen.
Sie beginnt heftig zu schluchzen.

Plötzlich reißt sie beide Pflaster von ihrem Gesicht.

Man sieht die völlig entstellte, zerstörte Wange.

Sie greift wieder den Spiegel.

Blickt hinein.

Der Anblick ist ihr unerträglich.

Sie lässt den Spiegel neben dem Sofa zu Boden gleiten.

Sie bedeckt ihr Gesicht wieder mit den Pflastern.

Aus dem Hörer wird eine männliche Stimme vernehmbar.

Sie greift ihn.

Sie lauscht.

Ich habe verstanden: ein falsches Alibi.

Sie lauscht.

Ich weiß, es kam vor allem von deinem Freund...

Sie lauscht.

Er bereut es...

Sie lauscht.

Und dann geschah dieses zufällige Zusammentreffen an der Berghütte...

Sie lauscht.

Es war nicht ganz zufällig.

Sie lauscht.

Beide wussten ihr, dass Fin in den Bergen seit Jahren verschwunden war...

Sie lauscht.

Ein erschreckender Anblick...

Sie lauscht.

Völlig verwirrt...

Sie lauscht.

Nein – nicht völlig.

Sie lauscht.

Er hat meinen Namen genannt...

Sie lauscht.

Er hat den Namen Tara genannt -?

Eine Unterbrechung.

Offensichtlich findet auf der anderen Seite eine Hörerübergabe statt.

Währenddessen hat das Pendel immer lauter zu schlagen begonnen.

Es steigert sich zu beklemmender Lautstärke.

Tara lauscht stumm.

Sie zittert am ganzen Leib.

Plötzlich gleitet ihr der Telefonhörer aus der Hand.

Als sie ihn wieder aufhebt, ist der Kontakt unterbrochen.

Sie sinkt zurück auf das Sofa.

Das Pendel tickt wieder in gewohnter Lautstärke.

Sie befindet sich wie in einer Schockstarre.

Sie murmelt die eben gehörten Sätze nach.

Gedächtnisverlust nach einem Sturz.

Er muss sich in einem Zustand jahrelanger totaler Verwirrung befunden haben

Wenn ihm Menschen im Gebirge begegneten, ergriff er die Flucht...

Sie taucht langsam in ihr klares Denken zurück.

Er hat meinen Namen gewusst und nach mir gefragt...

Was immer er auch vergessen hat – mich vergaß er nicht.

Sie blickt zum Telefon.

Wie oft geschah es an diesem Tag, dass ich den Hörer griff und nur ein Atmen vernahm – Den Atem einer noch vor dem Sprechen versiegenden Stimme -

Ich habe es nicht gezählt.

Sie hebt den Spiegel vom Boden auf.

Was sage ich, wenn er kommen will?

Wenn er mich ein letztes Mal sehen möchte?

Sie blickt in den Spiegel.

Sie schüttelt den Kopf.

Sie nimmt einen weiteren Schluck aus dem Glas; dieses ist nun fast leergetrunken.

Fin.

Die Wunde, die andere, tiefere war es, die mich besiegt hat.

Ohne Kontrolle brach es aus mir hervor.

Sie hat über dein Gesicht den Schatten des Gewalttäters geworfen, der du doch niemals gewesen bist.

Die zweite Wunde, die mein Gesicht zerstörte, zunehmend wieder von Woche zu Woche in gefräßigen Schritten - nun wirst du sie nicht mehr heilen können.

Sie legt den Spiegel in die Kommode zurück.

Irgendwo in einer blinden Ecke meines Wesens hockte dieser verwundete Seelenteil und sah einzig das Wesen Mann, von dem es Ge-

walt erfahren hatte. Mein Sehen war gestört, es unfähig, den zu erkennen, der ein Freund war, ein Mensch – und der nicht einfach ein Mann war.

Er war nicht fähig, diese Liebe, die mir zweimal geschenkt war, anzunehmen.

Sie blickt auf das Glas.

Gleich werde ich den letzten Schluck leeren.

Es ist mein fester Entschluss.

3. Szene

Tara stellt erneut den CD-Player mit dem Klaviertrio an.

Sie streckt sich auf dem Sofa aus.

Sie lauscht eine längere Zeit.

Mein Traumbegleiter – ich begegnete ihm dreimal in dieser Woche.

Das erste Mal erschien er mir in Gestalt eines Pharaos mit goldener Maske. Doch hinter seiner Stirn war es leer. Ich fand nur die Fächer eines Buchhalters mit Geschäftsbilanzen, Ehrgeiz und Stolz. Alles Gold der Maske war nur Blendung und Schein.

Dann löste er sich in der Maske auf und war fort.

Ob er es war – oder nur ein Bild, das er mir geschickt hatte?

Ich kenne seinen Humor.

Bald darauf erschien er erneut – diesmal als Sonnengott, er war groß, er war strahlend, ich war geblendet von seinem Glanz.

Wieder ein Bild?

Doch ich spürte seine Sanftmut.

Jeden seiner Strahlen bewachte er sorgfältig, dass mich keiner verletzte.

Ich fragte ihn nach dem Sinn des Leidens in unserer menschlichen Existenz.

Er schwieg. Und ich fragte ihn nach dem Sinn unserer Existenz überhaupt.

Er fragte zurück: Du kennst ein Tier, das nichts vom Wasser weiß – du kannst es mir nennen?

Ich wusste es nicht.

Doch er beharrte darauf. Du kennst es. Es weiß vom Wasser nichts, obwohl es doch darin lebt.

Ich fragte: der Fisch?

Der andere: Sicher, der Fisch. Die Antwort ist einfach und jeder sucht doch lange danach.

Er lebt im Wasser – und kennt es doch nicht; sehen wir ab von ein paar seltenen Springfischen, die für die kurzen Augenblicke ihrer Sprünge Bekanntschaft mit der Luft machen.

Ich wusste nicht, was er mir sagen wollte und fragte: Und die Antwort auf meine Frage?

Er sagte: Vom Wasser kann nur wissen, wer das Wasser verlässt und außerhalb steht.

Ich konnte mit dieser Antwort nichts anfangen.

Sie lauscht der Musik.

Später dachte ich nochmals darüber nach und jetzt meinte ich, mich an einen zweiten Teil der Antwort zu erinnern, den ich vergessen hatte.

Wir alle kommen aus Gott. Doch wir müssen Gott verlassen, um zu wissen, was Gott ist.

Sie zieht ein kleines mit Samtpapier eingeschlagenes Buch unter dem Sofa hervor.

Ich habe es aufgeschrieben.

Dies und vieles andere noch.

Sie hat sich wieder aufgesetzt.

Ich habe von den hellen, den schönen, den klaren Träumen gesprochen.

Ich sagte, dass es auch die anderen gab.

Ich wusste nicht, dass sie zunehmen würden von Jahr zu Jahr.

Eine Stille.

Ich sprach von dem anderen Mann, dem mit dem Schatten, der meinem Traumbegleiter oft folgte.

Einmal sagte er: „Nicht ich. Mein Schatten hat es getan.“

Ich ließ ihn eine Zeit lang unbewacht. Dies ist mein Teil der Schuld.“

Seitdem er auftauchte, bin ich auch meinem Traumbegleiter noch häufig begegnet.

Doch immer häufiger mischte sich nun die Gestalt mit dem Schatten ein.

Er nahm jetzt selbst die unterschiedlichsten Verkleidungen an. Und manchmal wusste ich nicht mehr sicher, ob es mein Traumbegleiter

oder der andere in einer neuen Verkleidung war.

Er erschien als Löwe, mit bedrohlichem Knurren.

Er sagte mir, ich solle in seine Mähne greifen und sie glätten.

Doch müsse ich furchtlos bleiben.

Sobald ich zittern würde, könnte sich gefährlich sein Rachen öffnen und würden sich spitz seine Krallen spreizen.

Er kam als Medusa mit sich lebendig ringelnden Schlangen hinter dem Haupt.

Er reichte mir einen Spiegel und erklärte mir, dass ich nur im Spiegel seinen Anblick ertragen könnte.

Er erschien mir nicht feindlich, denn er reichte mir ja den Spiegel.

Wahrscheinlich war es noch immer mein Traumbegleiter und er wollte mich auf etwas vorbereiten.

Es waren Stufen der Prüfung.

Er kam mit der Maske des Todes.

Ich solle sie ihm abreißen, sagte er mir.

Als ich die Maske fortriss, erschien ein Reptil.

Du blickst einzig deine Furcht an, gab es mir zur Antwort.

Ich riss die Maske des Reptils fort und blickte in ein Kindergesicht.

Du musst mich formen, hörte ich seine Stimme.

Denn nur wenn du mich geformt hast, bin ich Teil deiner selbst.

Ich streichelte den Löwen.

Ich schnitt ihm die Schlangen fort.

Ich befolgte die meisten seiner Anweisungen.

Immer doch blieb ich in Furcht, ob es nicht auch der „Mann mit dem Schatten“ sein könnte. Auch dieser, ich sagte es schon, wechselte immer häufiger die Kostüme.

Sie stoppt die Musik.

Auch von ihm, von dem anderen, muss ich jetzt sprechen.

Sein Schatten verselbständigte sich.

Er erschien mir als tanzender Dämon.

Er liebte die Lüge - ein Tier, das er achtsam unter dem Arm trug, eine Ratte mit einem Schlangenkopf. Er tanzte den Tanz der Zerstörung. Er sagte es offen: Wie andere ihr Glück finden im Erschaffen, so findet er sein Glück im Zerstören.

Auf der weißen Fläche im Hintergrund tauchen Bilder einer apokalyptischen Zerstörung auf.

Er sah sich als eine Fingerkuppe Shivas, des indischen Gotts der Zerstörung – der die höchste aller Gottheiten ist, weil er am Ende alle Schöpfergötter besiegen wird. Alles was entsteht, muss auch wieder vergehen.

„Gott hat in mich die Lust der Zerstörung gesetzt,“ so sagte er mir, „wie in den Rachen der Schlange das Gift.“

Ich erinnerte mich: Einmal, Tage zuvor, war er erschöpft vor mir zusammen gebrochen und

forderte mich auf, seinen Schatten anzuzünden und zu verbrennen.

Fürchte dich nicht vor meinen Schmerzschreien, sagte er mir.

Doch ich wagte es nicht.

Sie spricht schneller und bald immer atemloser.

Er schoss Pfeile des Wahns auf mich ab.

Er war es auch, der mir zunehmend meine Albträume schickte.

Ich befand mich nicht mehr in meiner Zeit. Vielleicht nur einige kleinere Schritte in der Zukunft voran. Vielleicht viele Jahrzehnte. Vielleicht viele Jahrhunderte.

Vielleicht auch war es der Blick in eine Zukunft, die niemals geschehen wird.

Ich hoffe, es war solch ein Blick und es wird niemals geschehen.

Die Menschen hatten große Teile der blauen Atmosphäre dieses Planeten zerstört.

Dort gab es keinen blauen Himmel mehr.

Die Wälder, die sie einst in Brand gesteckt hatten, waren vertrocknete, wertlose Savannen geworden.

Die Sonne schien unverändert, sie ging auf im Osten, stand im Zenit und versank im Westen. Doch der Himmel um sie war schwarz.

Die Menschen brauchten die Savannen und Rinder nicht mehr. Überall kämpften sie um ihr Überleben. Sie kämpften mit Hurrikans und Tsunamis und mit Zeiten einer entsetzlich quälenden, nicht endenden Dürre.

Sie spricht atemlos bis zur Unverständlichkeit.

Es war, als ob die gesamte Erde sich in Aufruhr befand. Es war, als wäre ihre lange Geduld erschöpft. Das Gift, das die Menschen bedenkenlos in die Atmosphäre entlassen hatten, kehrte zu ihnen zurück – als schwarzer, zersetzender Regen. Die Stürme, die die Erde umrollten, klangen wie ein einziges Brüllen, das in nicht mehr zählbarer Folge Wetterkatastrophen ausspie, ohne Ende. Die Menschen hatten ihre Zeit gehabt – doch nun war sie verstrichen. Und es traf auch jene, die es vorausgesagt und es genau berechnet hatten. Sie hatten es ausgemessen, auf das Komma genau. Doch die Menschen waren weitergetanzt auf ihren schwankenden Trittleitern der Lüge und Heiterkeit. Und nun war es einfach geschehen.

Ihre Kraft ist für einen Moment gebrochen.

Sie sinkt völlig ins sich zusammen.

Als sie wieder zu reden beginnt, geschieht es zunächst mit leiser Stimme.

Ich verlasse eine abgelegene Höhle, verummmt und in Fellen, doch das Unsichtbarwerden gelingt mir nicht, der Wahnsinn hat mich erneut mit einem vergifteten Pfeil getroffen, vielleicht auch war es der Biss einer Schlange, ich lache lange den Schmerz hinweg, jetzt brennt er wie eine glühende Fackel aus Rauch und aus Tod in jeder Zelle. Der Wahnsinn nähert sich mir im Schlaf, er senkt sein Gesicht auf meines, er sagt, wir sind enge Geschwister, wir sind aus dem gleichen

Fleisch und Blut. Warum willst du meine Liebe nicht annehmen? Ich schenke dir Rausch, ich schenke dir Glück. Warum hast du über Jahrhunderte die Türen vor mir versperrt und die Fenster verschlossen? Ich zeige dir all meine Gestalten aus Rausch und Magie.

Wieder spricht sie atemlos, mit sich fast überschlagender Stimme.

Und der Wahnsinn hüpfte in silbernen Tropfen über das Pflaster, er hält sich den Bauch wie ein lachendes Kind, das im Lachen zerbricht und ich sehe, wie es tausend funkelnde Ungeheuer aus sich hervorbrechen lässt. Sie bevölkern die Luft, sie bevölkern die Meere, eine Wolke ist ihr Auge, ein Tsunami ihr Rachen. Sie kennen ihre Lust, ihre Lust ist das Verschlingen, sie kennen ihre Gier, die nie enden kann, bevor sie alles verschlungen haben.

Wenn du eins bist mit mir, dem Wahn, wirst du mich nicht mehr als Feind empfinden.

Warum hast du uns nicht lange schon eins werden lassen? Und die funkelnden Ungeheuer aus meinem Leib – du wirst sie zu lieben beginnen. Sie sind deine Nachtgefährten, sie sind es schon immer gewesen. Jetzt erkennst du sie. Jetzt kannst du sie endlich als deine Freunde umarmen.

Sie sinkt wieder einen Moment erschöpft zusammen.

Wir tanzen. Wir tanzen – der Wahn und ich.

Und er zeigt mir den an allen Horizonten von
 Feuern glühenden Himmel und er sagt, wir
 tanzen in das Feuer hinein.

Wir werden in einen friedlichen Schlaf fallen
 – du und ich.

4. Szene

Das Telefon klingelt.

*Tara kann sich nicht entschließen, es abzuhe-
 ben.*

Das Telefon klingelt viele Male.

Schließlich verstummt es.

Sie leert das Glas ganz.

*Sie stellt wieder den anderen CD-Player ein,
 man hört das „Siciliano“ von Bach.*

Tara: Etwas in mir sagt: Selbst wenn ich dieses Glas
 jetzt geleert habe und mein Körper damit un-
 widerruflich in die Starre des Todes fällt – ich
 werde in meine Träume zurückkehren dürfen.

Auch in die lichten, freudigen, hellen.

Und nur um der Sicherheit willen frage ich
 noch ein drittes, ein viertes Mal.

Ob es die Wahrheit ist? die wirkliche Wahr-
 heit? hinter der wirklichen Wahrheit die Wirk-
 lichkeit?

Ich schweige und warte.

Doch ich höre die Antwort nicht mehr.

Dann kommt die Antwort doch – und sie
 spricht mit zwei Mündern und zwei Zungen

zugleich.

Dann höre ich:

In dieser Welt des Traums gibt es keine Zeit. Und was auch mit dem Körper geschieht, der fortgleitet in den Verfall – für dich wird es sich wie Heimkehr anfühlen und es gibt nur noch Ewigkeit.

Dann wieder spricht diese andere Stimme, mit dieser zweiten anderen Zunge. Sie hat einen kalten Atem. Sie lässt mich frieren. Sie sagt: Du wirst erfrieren, das Universum ist kalt. Du siehst das Licht, doch jeder Lichtstrahl ist kalt und in Wahrheit unsichtbar wie das Universum kalt ist und nichts als ein totes Räderwerk ist. Das Licht ist ein Irrtum.

Und ich spüre mein langsames und quälendes Erfrieren im All.

Sie erhebt sich, doch nur für wenige Schritte.

Dann setzt sie sich wieder.

Wieder hatten mich über Stunden die dunklen Träume im Griff.

Ich konnte sie nicht verscheuchen.

Wieder hörte ich diese Rufe: „Die Erde brennt“ und hohe Flammen schlugen gegen den Himmel. Und andere Stimmen riefen: Ihr wisst es doch, wie der Schmerz einer Flamme sich anfühlt, wie könnt ihr der Erde diese Schmerzen zufügen?

Das Flammeninferno doch setzte sich fort, bis in die Stratosphäre entließ es ein krankes Geschwader von Rauch, ein schwarzes tödliches Gift.

Und wieder wusste ich nicht: Werden am Ende die hellen oder werden die finsternen Träume siegen?

Nachts erschien mein Traumbegleiter, wieder erschien er in prächtigen Farben.

Ich sagte zu ihm. „Ich habe Angst.

Ich habe Angst, sie könnten diesen Planeten zerstören.“

Diesen Planeten zerstören können sie nicht, gab er zur Antwort. Doch er könnte sein Gesicht, wie ihr es kennt, auf lange Zeit hin verändern.

Wenn ihr ihn nicht als lebendes Wesen erkennt und ihm weiterhin gedankenlos Wunden schlagt – dann könnte er sich von allen Waffen, mit denen ihr ihn peiniget, befreien.

Dann werden die Menschen wieder mit Hammer und Spaten arbeiten.

Sie werden wieder lernen, das Eisen zu gießen.

Ein neuer Anfang ist hart.

Und auch die über Jahrtausende geschaffenen Wunder menschlicher Kunstwerke werden verloren sein.

Ich fragte: „Und gibt es keine Gnade?“

Es geschieht nicht, um sie zu strafen, war seine Antwort.

Es geschieht allein, um sie wieder an sich selbst zu erinnern.

Er schwieg eine lange Zeit.

Dann fügte er noch hinzu:

Uns ist bewusst: Viele unter euch lieben ihren Planeten – seine blauen Meere, die der südlichen und nördlichen Hemisphäre, die weiß blinkenden Gebirgsketten des Himalaja, der Anden, ihre von den Menschen selbst errichteten gigantischen Bauten – damals aus Steinquadern, heute aus Metallen und Glas - Alles fällt mit in die Waagschale. Auch ihre Liebe.

Wenn ihre Liebe die Waage hält –

Ich zitterte in Erwartung der Antwort.

Sie kam nicht. So fragte ich doch: „Was willst du sagen?“

Du brauchst meine Antwort nicht.

Damit entschwand er.

Sie greift wieder das kleine Buch, das weiter auf dem Sofa neben ihr liegt.

Sie blättert darin.

Sie lässt das „Siciliano“ von Bach noch einmal von vorn laufen.

Sie blättert weiter in dem Buch.

Sie beginnt zu lesen.

Manchmal verwickelte ich, verknäule ich mich im wuchernden Geflecht meiner Gedanken. Ich liege wie eine Ertrinkende im Schilf. Dann, wenn ich aufgebe, merke ich, die schwarzen Arme des Schilfs lächeln mich an, sie umschlingen mich liebevoll. Und dann, wenn etwa ein Jahrhundert vergangen ist, geben sie mich wieder frei.

Ich schieße auf, wie ein Vogel, ich male feurige Zeichen in den Himmel, einige tropfen her-

ab wie Blut, es ist mein eigenes Blut. Doch ich verkünde mein neues Leben. Die in den Himmel geschlagenen blutigen Lettern sprechen von meinen neuen Flügeln, mit Sternstaubgestählten Federn

Ich gleite in Täler aus Eis, mäste mich aus dem Stoff dickbäuchiger Wolken, lache mit dem irren Lachen klirrender Eis-Winde. Doch sie schmerzen mich nicht. Mein Federkleid wird zu einem Panzer aus glühendem Glas, eher würde er das Eis schmelzen als im Eis zu erlöschen. Ich lasse meine Ewigkeit, die lange in mir eingeschlossene, wie einen Vogel davon fliegen, und die Ewigkeit sagt, ich bin frei – ich war nur verirrt und gefangen in einem fremden Nacht-kalten All.

Sie kehrt zurück – und mein im Schreien Jahrtausende lang erstickter Aufschrei verwandelt sich in Musik.

Sie singt noch einmal das Lied von Sterben und Tod. Sie singt, der Tod ist gestorben, er war erschöpft, unter Herzschwäche ist er zusammengesunken, das Herz war es, das Herz, das plötzlich in einem letzten Zucken verendete, der Tod war nicht mehr zu retten.

Sie blättert auf eine neue Seite.

Liest.

Manchmal merke ich, die Menschen, die grauen Krustentiere, verlieren ihre Schalen. Die Krusten aus tausendjährigem Staub fallen ab, und manche funkeln wie zerbrochene Scherben. Doch sie sind nur aufgebrochen, um

das Licht in sich funkeln zu lassen. Das Licht spricht, das Licht in ihnen hat Namen, sie sagen, wie konnte das sein, ich habe meinen Namen vergessen, jetzt weiß ich ihn wieder.

Sie tanzen auf graziilen Lichtleitern, sie sagen, ich kann tanzen, wie konnte ich das vergessen, dass ich so tanzen kann.

Sie schwimmen in der Luft, weiß- und goldgefiederte Raben, geflügelte Schakale und geflügelte Büffel aus Quarz und Perlmutter und diamantene Wale, und sie sagen, ich kann in der Luft schwimmen, wie konnte ich das vergessen.

Wie konnten wir unsere Namen vergessen, unseren Tanz, unsere Flügel.

Wie konnten wir vergessen, dass unsere Gedanken bis an die Ränder des Universums reichen und darüber hinaus.

Sie blättert weiter. Sie liest.

Es geschieht ab und zu, ungewollt.

Wenn ich ganz in die Stille gehe, spüre plötzlich etwas in mir, das wie eine große Schleuse ist. Etwas strömt hindurch, das warm und hell ist. Manchmal strömt es so heftig, dass ich denke: Würde es noch heftiger brennen, mein Körper könnte daran verglühen. Ich habe keinen Namen dafür – und doch kommt ein Wort ihm irgendwie nahe.

Ich will es nicht aussprechen.

Es ist zu verbraucht.

Es ist nicht Liebe in dem üblich gemeinten Sinn. Wenn es Liebe ist, so braucht sie doch

keinen Gegenstand, den sie liebt. Und auch keinen Menschen, den sie liebt.

Es ist Liebe zu allem.

Sie blättert wieder.

Eine schreckliche Wunde blieb, die mich zerspalten hat. Für immer.

Für immer?

Sie lächelt.

Das dachte ich oft.

Dann dachte ich auch: Was weiß ich denn von der Zukunft?

Sie senkt den Kopf.

Die Zukunft war da.

Sie winkte und grüßte.

Ich habe sie nicht erkannt.

Ich habe die Zukunft verstreichen lassen.

Jetzt ist sie vorbei für immer.

Sie blättert wieder.

Ihr Gesicht strahlt auf.

Das hat mir mein Vater hineingeschrieben.

Sie richtet sich sitzend ganz auf.

Er hatte es an anderer Stelle gelesen und konnte es wörtlich nicht mehr wiedergeben, doch dem Sinn nach korrekt.

„Wenn du in der Welt etwas verändern willst, dann wisse, was dir nicht hilft.“

Wenn du Hass mit Hass bekämpfst, vermehrst du den Hass. Wenn du Gewalt mit Gewalt bekämpfst, vermehrst du die Gewalt.

Wenn du die schwarzen Rauchschwaden von Hass, von Wut und Gewalt aufhalten willst, indem du ihnen schwarze Rauchschwaden von

Hass, von Wut und Gewalt entgegenschickst,
wirst du den Himmel weiter verfinstern.

Und wisse, dass hinter jeder Bluttat von Hass
und Gewalt der verdunkelnde Rausch eines
Irrtums steht. Immer löse zuerst dich selbst
von dem verdunkelnden Rausch.

Und dann: kämpfe mit Kraft.

Mit der anderen Kraft.

Die Kraft, die dir aus der Stille und dem kla-
ren Schauen erwächst.“

Sie lächelt.

Sie blättert weiter.

Sie liest eine Weile stumm.

Sie blättert weiter und liest wieder laut.

Das Blau des Himmels träufelt hinab ins Blau
meiner Augen.

Es sagt mir, dass das Blau meiner Augen ein
Meer ist.

Schiffe können es befahren und ihre Segel
setzen.

Die Segel knarren. Und sie fragen den Wind:
Wohin schickst du mich?

Das fragte ich oft.

Und die Antwort ist immer: nach Haus.

Sie blättert um.

Es wird eine Zukunft geben, in denen die
Menschen die Bäume wieder umarmen.

Und einige werden auf Bäumen wohnen.

Und sie werden wieder wissen, dass es nicht
zweierlei gibt: Erde - und Mensch.

Es gibt nur Erde und Mensch.

Und die Erde ist Teil des bis an alle Ränder
des Universums gestirnten Himmels.

Und mit ihr ist es der Mensch.

Sie blättert, sie lässt.

*Fortwährend spielt weiter das „Siciliano“ von
Bach.*

Taglang, im schwarzen Rabenflug frierender
Himmel, reise ich wieder über die Gräber.
Hier wäre ein schöner Platz zum Ausruhn.

Gräber sind warm.

Sie liegen unter Mänteln von Gras und Moos.
Später, heimgekommen im blauen Zimmer
des Abends - der Brunnen vor meinem Fenster
öffnet sein Auge.

In seiner Tiefe fahren brennende Wolkenin-
seln.

Der Brunnen vor meinem Fenster hat sein Au-
ge geöffnet und blickt mich an.

Du musst nicht erschrecken, sagt er.

Kein Feuer hat Macht über mich.

Ich sammle die brennenden Wolken ein und
kühle sie in meiner Tiefe.

Kein Schmerz hat Macht über uns.

Sie blättert mehrere Seiten weiter nach vorn.

Sie liest.

Willst du noch einmal umkehren?

Gern.

Wie doch übersteige ich das Gletschereis und
die Gebirge der Schmerzen?

Der Weg ist zu weit geworden.

Im Gletschereis brennt der Fuß im durchlö-
cherten Schuh.

*Sie blättert wieder um.
 Alles ist Glas.
 Glasbarken. Glaswände.
 Dazwischen die Spinnweben-Finger des
 Lichts. Sie ritzen Lichtzeichen ins Glas meiner
 Träume - unauslöschliche.“*

5. Szene

*Das Telefon klingelt erneut.
 Wieder lässt sie es unbeachtet.
 Viermal wartet sie das Klingeln ab.
 Dann hebt sie doch den Hörer ans Ohr.
 Sie lauscht kurz.*

Tara: Fin –
 Sprich nur ein einziges Wort.
 Sag nur deinen Namen.
Sie lauscht.
Sie hat den Namen gehört.
Sie lächelt.
 Danke Fin.
 Und jetzt höre –
 Diesen einzigen Satz über meine Liebe, den
 du für immer wissen sollst –
*Der Telefonhörer gleitet ihr plötzlich erneut
 aus der Hand und fällt wieder zu Boden.*
*Weder kann sie ihn aufheben noch sich selbst
 aufrecht halten.*
*Es gelingt ihr auch nicht mehr, sich auf das
 Sofa fallen zu lassen.*

*Sie verfehlt es und sinkt auf den Boden.
Unverändert spielt die Musik.
Nach nur wenigen Augenblicken hat sie sich
sitzend wieder aufgerichtet.
Sie lauscht, Neugier in den Blicken.
Jetzt höre ich diese Stimme wieder.
Ich weiß nicht, woher sie kommt.
Irgendwo von innen.
Sie sagt: Ich kann gar nicht sterben.
Jetzt sagt sie es wieder.
Sie lächelt. Fast lacht sie.
Ich kann gar nicht sterben.
Wo gehe ich hin?
Ich muss nirgends hingehen.
Ich bin schon da.
Ich weiß jetzt, warum mein Vater es mir nicht
hat sagen können.
Er glaubte, es wäre über den Sternen.
Dort ist es nicht.
Hier ist es. Hier.
Leise Die Stimme sagt: Es ist überall.
Auch bei den Sternen.
So hatte er doch wieder recht, mein Vater.
Er war ein kluger Mann und das mit den Ster-
nen wusste er auch.
Doch er wusste nicht, dass sie so nah sind.
Ich kann sie von hier berühren.
Das muss ich ihm sagen, wenn ich ihn wieder-
treffe.
Das mit den Sternen ist richtig, nur wie nah
sie sind, das konnte er nicht ahnen.
Ich habe auf meinen Zettel geschrieben:*

„Ich gehe. Es schmerzte alles zu sehr.
Vielleicht dass ich nur eine weite Reise mache.“

Das mit der Reise – auch dies kam irgendwie so von Innen - einfach, als ich es schrieb.

Wieder lacht sie leise.

Das mit der Reise – das fühle ich jetzt ganz deutlich - das könnte stimmen.

Es ist noch ganz leise. Doch es ist, als wäre es jetzt ein ganzer Chor flüsternder Stimmen und alle sagen sie mir: Das Abenteuer, das wahre, beginnt erst jetzt.

Weiter die Musik des „Siciliano“.

Dunkelheit.

*) *Beethoven*

Piano Trio in B-Flat Major WoO39 (Allegretto)

Zu finden unter:

www.youtube.com/watch?v=KFUduatnxiU

04:09:26 *Piano Trio in B-Flat Major WoO39*

(Oder Beethoven - Allegretto for Piano Trio, WoO 39

www.youtube.com/watch?v=clwiwffkCac)

**) *Brahms*

Ein Deutsches Requiem

Solo-Arie „Ich habe eine kleine Zeit Mühe und Arbeit gehabt“ (Empfehlung: Gundula Janowitz)

***) *Bach Siciliano*

www.youtube.com/watch?v=2oNE03TqoOg